



Seibennunddreissigster Jahrgang. 10. Heft. Weihnachten 1888. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Eine Weihnacht deutscher Kunst.

Erzählung

von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von Reinhold Schmidt.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In kalter Dezembertag lag gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts über der alten Reichsstadt Nürnberg und matt nur drang das Winterlicht durch die kleinen, runden, mit Blei eingefassten Scheiben der Fenster des Zimmers, in welchem der berühmte Gelehrte Johannes Müller, den man nach seiner Geburtsstadt Königsberg in Franken Meister Johannes Künisberger oder in der lateinischen Gelehrtenwelt Johannes Regiomontanus nannte, seine Vorträge hielt. Er war ein gewaltiger und weit berühmter Mathematiker und Astronom dieser geistliche Gelehrte, der sich einen heilbringenden Namen und hohen Ruhm bei den Großen und Mächtigen der Erde erworben hatte.

Der Kardinal Befari hatte den jungen Schüler des Wiener Mathematikers und Astronomen Purbach mit nach Italien genommen, ihn dort die griechische Sprache lernen lassen und in seinen Studien unterstützt, die er in Rom, Ferrara, Padua und Venedig fortsetzte; dann hatte er lange am Hof unter dem Schutz des Königs Matthias Corvinus in Ofen gelebt und sich endlich in dem Hause seines Schülers und Freundes, des reichen Bürgers Bernhard Waltherr, in Nürnberg niedergelassen, um hier in freier Ruhe seinen Studien und Forschungen sich hinzugeben.

Als eine besondere Vergünstigung wurde es angesehen, wenn dieser berühmte Gelehrte, dessen Name sich, wie das zu jener Zeit der Fall war, mit einem gewissen magischen und mystischen Nimbus umgab, jungen Leuten die Ehre erwies, sie zu unterrichten und aus seinen Vorträgen die Wissenschaft zu erlernen, welche ihm selbst so viel Ansehen bei den Großen der Erde gebracht hatte.

Der Raum, in welchem er seine Vorträge hielt, war, obwohl man ihn einen Saal hieß, weit entfernt von der Ausdehnung der heutigen Hörsäle, man konnte ihn eigentlich nur ein mäßig großes Zimmer nennen und die starken Balken, welche die niedrige Decke durchzogen, ließen ihn noch verengter erscheinen. An der hinteren Wand erhob sich eine Art von Katheder, aus dunkelfarbigem Eichenholz geschnitten, dahinter war auf der weißgetünchten Wand der Tierkreis mit seinen Himmelszeichen in bunten Farben gemalt; daneben sah man die Zeichen und die symbolischen Bilder der Sonne und der sie umgebenden Planeten. In diese Darstellungen mischte sich, wie es überhaupt in dem geistigen Leben jener Zeit der Fall war, die Wissenschaft mit der mystischen Allegorie, durch welche vielfach die Astronomie sich mit der sternenbedeutenden Astrologie in wunderbarer Weise verband. In den Nischen an den Wänden standen Bücher in großem Format, große Erdkugeln mit bunten Zeichnungen, verschiedene außerordentlich sauber und kunstvoll gearbeitete astronomische und mathematische Instrumente.

An langen Tischen vor den Wänden des Zimmers saßen etwa fünfzehn junge Leute, von denen noch keiner

das zwanzigste Jahr erreicht haben mochte. Es waren dies die Söhne der vornehmen Patrizier von Nürnberg, welche die Vergünstigung erhalten hatten, die Vorlesungen des berühmten Lehrers zu hören, lauter reich und prächtig gekleidete, stolz blickende junge Leute, welche das in jener Zeit so ausgeprägte Standesbewußtsein auf ihren Gesichtern trugen.

Alle folgten mit eifriger, ehrerbietiger Aufmerksamkeit dem Vortrage des großen Mathematikers, der auf seinem Katheder stand und, einen schwarzen Stab von Ebenholz in der Hand, die Figuren auf einer neben ihm aufgestellten Tafel erläuterte.

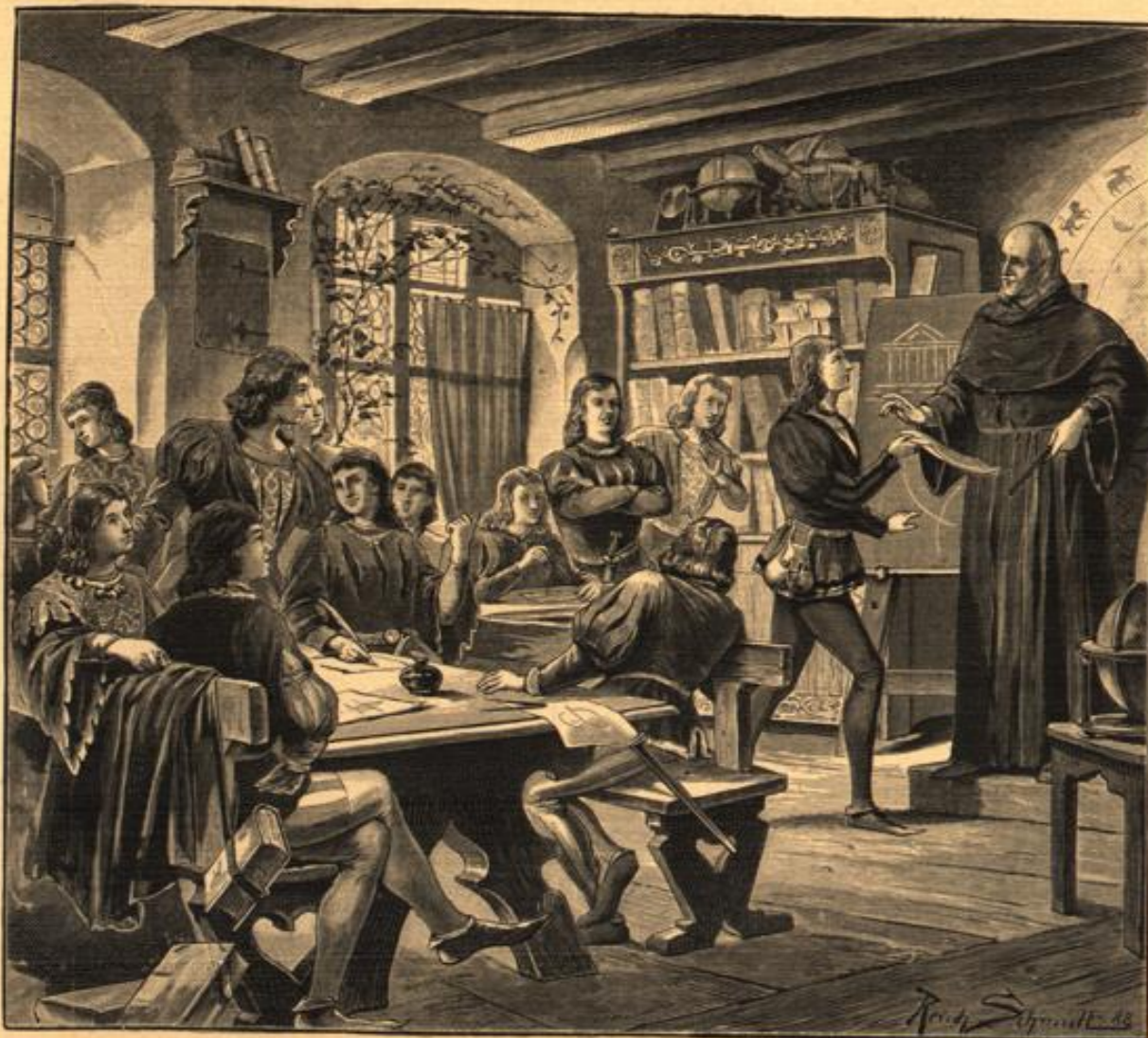
Regiomontanus war ein Fünziger. Er trug die schwarze Tracht der Weltgeistlichen so elegant und zierlich, daß man ihn für einen Hofmann hätte halten können. Auch sein kluges Gesicht mit der hochgewölbten, weit hinauf lachenden Stirn, der vorspringenden Nase und den großen scharfen Augen vereinigte den Ausdruck des feinen Weltmannes mit dem Ernst des Lehrers.

An der einen Ecke der Schülerrische, ein wenig abgesondert von den übrigen, saß ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der sich von seinen übrigen Studien-

genossen merkbar unterschied. Ihm fehlte der Ausdruck stolzer Sicherheit der übrigen, sein langes, etwas blaßes Gesicht mit den großen Augen, umflossen von herabwallenden blonden Locken, schien wie von einem

Hauch träumender Wehnut überzogen. Er war einfacher gekleidet als die anderen und trug nicht wie sie den kurzen Degen, das Zeichen der ritterlichen Geburt, das die Patrizier der freien Städte ebenso für sich in Anspruch nahmen wie der burgässige Adel des Reiches.

„Ich habe euch also, meine jungen Freunde,“ sagte Regiomontanus mit seiner wohlklingenden, sanften Stimme, „die Lehren des goldenen Schnittes vorgetragen, durch welchen, wie ihr seht, diese Linie hier so eingeteilt wird, daß der kleinere Teil sich zu dem größeren ganz ebenso verhält wie der größere zu der ganzen Linie. Prägt euch das wohl ein, denn diese Teilung ist ein Gesetz, das für die Schönheitsverhältnisse bei allen Bauwerken, die die Kunst aufrichtet, maßgebend sein muß. Das Verhältnis, das



durch die Teilung der Linie zwischen dem Ganzen und den beiden Teilen hergestellt wird, muß sich in jedem Bauwerk wieder finden in dem richtigen Maß der Höhe und Grundlinie. Ihr findet das an allen Bauten des Altertums und bei den Bauwerken unserer Meister, und wo diese Regel veräußert wird, da wird das Auge die Ruhe der harmonischen Schönheit vermissen."

Er zeichnete mit einem Stüd Kreide leichtlin die Skizzen verschiedener Gebäude in Tempel- und Kirchenform und erläuterte an denselben die Uebereinstimmung der Verhältnisse mit den Teilen der durch den goldenen Schnitt geteilten Linie.

Alle versuchten es, die Figuren nachzuzeichnen, und schrieben sorgfältig die Worte des Lehrers auf; nur allein der blonde Jüngling am Ende der Bank schien gar nicht auf den Vortrag zu achten. Er zeichnete mit seinem Stifte wie träumend auf ein vor ihm liegendes Pergamentblatt, als ob alles, was um ihn her vorging, ihm fern und fremd bliebe.

Regiomontanus blickte verwundert zu diesem Schüler hin, der sonst zu seinen aufmerksamsten und vorgeschrittensten zählte; hatte er ihn doch nur darum aufgenommen, obwohl er nicht zu den Patriziern der Stadt gehörte, weil ihn das eifrige Streben des jungen Menschen anzog und er gern seiner Wissenschaft einen hoffnungsvollen Jünger gewinnen wollte. Schon schwebte eine Frage auf seinen Lippen, als der junge Mensch plötzlich emporfuhr und in jubelnder Freude ausrief:

"So ist's! Es ist richtig — wahrlich ganz richtig!"

"Nun, Freund Albrecht," sagte Regiomontanus, "was ist richtig? Ihr ruft ja das so jubelnd aus wie der große Archimedes sein Heureka, als er das hydrostatische Gesetz gefunden."

Der Jüngling erröte bei der Frage des Lehrers unter den spöttischen Blicken seiner Mitschüler und sagte:

"Ich wage mich wahrlich nicht mit dem großen Archimedes zu vergleichen, hochwürdiger Herr, noch mag wohl das, was ich gefunden, dem hydrostatischen Gesetz gleichkommen; aber immerhin freut es mich doch, daß es mir gelang, es zu finden, und wichtig ist es auch für die Kunst, deren Rätsel ich mit der ganzen Sehnsucht meines Herzens lösen möchte. Seht hier, hochwürdiger Herr," sagte er, aus der Bank hervortretend und dem Gelehrten sein Blatt zeigend, "seht hier: das Gesetz, das Ihr soeben aufgestellt habt nach der Regel des goldenen Schnitts für die Bauwerke, das gilt auch als feste Regel für den Schöpfungsbau des menschlichen Körpers dieses edelsten Bauwerkes Gottes. — Seht nur hier, wie der menschliche Körper sich teilt nach den Regeln des goldenen Schnitts über den Hüften gerade am Ende der Rippen. Nehmt die ganze Länge, so werdet Ihr sehen, daß gerade hier der goldene Schnitt durchgeht, daß der Oberkörper zum Unterkörper sich verhält wie der untere Teil zum Ganzen, und dann nehmt wieder den Oberkörper, — der Kumpf bis zur Scheitelhöhe ist wieder so nach dem goldenen Schnitt geteilt, daß der Kopf sich zum Kumpf und Hals verhält wie dieser zum Ganzen, und endlich der Kopf, seht nur hier, von der Stirn bis zur Nasenwurzel und von dieser bis zum Kinn, — das ist wieder die Kopflänge durch den goldenen Schnitt geteilt. O, wie wunderbar ist es, daß die Natur diese Regel in sich trug, ehe noch die menschliche Wissenschaft sie gefunden."

"Die Natur ist die Meisterin alles Wissens und Könnens," sagte Regiomontanus ernst, "sie gibt Maß und Regel für alles, was der Mensch erfennen und schaffen kann. Bewegen sich nicht die Sterne des Firmaments nach den Gesetzen, die wir mit Mühe erst im Laufe der Jahrhunderte herausgefunden haben und deren Linien wir in den vergänglichen Staub ziehen?"

Er nahm das Blatt in die Hand und blickte dasselbe prüfend an. Auf demselben zeigte sich eine nackte menschliche Figur, deren Längemaß in kleine Teile zerlegt war. Starke Teilungslinien befanden sich an den von dem jungen Menschen bezeichneten Stellen, daneben war noch eine männliche und eine weibliche Figur. Die weibliche Figur stellte ein junges Mädchen dar in der Tracht der Bürgerstöchter von Nürnberg, voll Lieblichkeit und Anmut in dem zarten Gesicht, mit züchtig niedergeschlagenen Augen. Die männliche Figur war, obwohl nur mit Strichen angedeutet, der Gelehrte Regiomontanus in so sprechender Ähnlichkeit, daß dieser sich selbst erkannte.

"Das bin ich ja," sagte er; "wahrlich Ihr seid zum Maler geboren und versteht es, der Natur ihre Züge abzulesen."

Dann nahm er einen Zirkel, maß langsam die Entfernungen und sagte endlich mit zufriedener Kopfnicken:

"Ihr habt recht, ganz recht; das Maß stimmt genau, und die Figuren, wie Ihr sie da gezeichnet, sind richtiger und lebenswahrer, als man sie meist sieht auf den Bildern vieler, die sich Künstler nennen in unseren Tagen. Ich wünsche Euch Glück zu Eurer Entdeckung; das ist ein gutes Zeugnis für Euer Denken und Verstehen der Wissenschaft, wenn Ihr die Gesetze derselben anzuwenden wißt auf das Leben. Doch da Ihr mich so treffend gezeichnet habt," fragte er gutmütig neidend, "so sagt mir, wer ist diese schöne Jungfrau da, deren Bild Euch doch wohl aus dem Herzen in den Griffel gekommen ist?"

Die anderen Schüler waren aufgestanden und neugierig herangetreten.

"Ei," rief einer von ihnen, ein junger, krauslockiger Mensch in kostbarem Sammetwams, dessen hübscher Kopf nur durch den Ausdruck hochfahrenden Uebermuts entstellt wurde, der in seinen funkelnden Augen und in dem Lächeln der aufgeworfenen Lippe mit dem sprühenden Spitzbärtchen lag, "ei, das ist ja die schöne Agnes, des Bürgers und Ratsverwandten Frey einzige Tochter! Das wird wohl dem ehrsamem Herrn Frey wenig Freude machen, wenn dieser da seine Tochter zum Gegenstande seiner Malerei macht, um an ihr die Gesetze des goldenen Schnitts zu probieren."

"Wenn mein Vater auch nur ein Meister der Goldschmiedekunst ist," erwiderte der blonde Jüngling, dem aufflammende Zornesröte sein blaßes, mädchenhaft weißes Gesicht färbte, "und nicht wie der Eure ein Ratsherr und Patrizipier der Stadt, Herr Berthold Rothstein, so habe ich doch wohl das Recht, die schöne Gestalt seiner Tochter zu zeichnen wie jedes Meisterwerk der Schöpfung, das Gott in seiner Gnade zur Freude der Menschen gebildet."

Hestig wollte der junge Patrizipier erwidern. Regiomontanus aber lenkte ab, sprach noch einige aufmunternde Worte und ermahnte seinen hoffnungsvollen Schüler, fortzufahren in der Erforschung des Gesetzes, das er für den Bau des menschlichen Körpers gefunden, und so der Kunst einen Fingerzeig zu geben, immer sicherer vorzuschreiten zur wahren Harmonie der Schönheit.

Dann schloß er seine Vorlesung und die jungen Leute stürmten, nachdem sie ehrerbietig den Lehrer begrüßt, hinaus.

Der junge Albrecht, wie ihn Regiomontanus genannt, ging allein, er hörte wohl, daß die anderen lachten und ihn mit höhnischen Worten begleiteten, aber er achtete nicht darauf und eilte schnell durch die dicht herabfallenden Schneeflocken über die Straße nach dem Hause des Malers Michael Wohlgemuth.

Er stieg die enge Treppe hinauf und trat in einen Saal, der wohl durch die etwas großen und hochangebrachten Fenster heller war als das Vortragszimmer des Gelehrten Regiomontanus, der aber doch weit entfernt war von den hohen, lichtvollen Räumen unserer heutigen Malerateliers.

Hier saßen an Staffeleien eine Anzahl junger und dürftig gekleideter Leute, welche teils nach Gemälden Kopien anfertigten, teils die Bilder in Holz schnitten.

Alle diese Bilder trugen den Stempel der damaligen holländischen Schule; sie zeigten eine große Einformigkeit und wenig Feinheit der Empfindung und Ausföhrung. Die Gegenstände waren meist der Passion Christi entnommen, alle Formen schienen eckig und unharmonisch, und namentlich die Bösewichte, die Henker, die römischen Soldaten und die spottenden Juden waren von einer abschreckenden, widernatürlichen Häßlichkeit.

Wohlgemuth selbst, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, von pedantischer, schulmeisterhafter Haltung, einem Gesicht mit regelmässigen, wenig ausdrucksvollen Zügen, dessen Abbild man heute noch in der Pinakothek zu München sehen kann, ging zwischen den Tischen und Staffeleien umher, prüfend, bald lebend, bald tadelnd und zuweilen auch selbst mit dem Stifte nachhelfend und verbessernd.

"Ihr kommt spät, Albrecht Dürer," sagte Wohlgemuth streng und unmutig, "habt wohl wieder bei dem Gelehrten Regiomontanus den Lauf der Sterne studiert! Aber in den Sternen lernt man die edle Malerkunst nicht, dazu muß man fleißig sein und still sitzen lernen und in tüchtiger Arbeit nach richtigen Mustern sich bilden."

"Und doch habe ich bei dem großen Regiomontanus," rief der junge Albrecht ganz glühend, "das beste Muster gefunden, das die Natur selbst zu ihrem Gesetz gemacht. Seht her, Meister Wohlgemuth, hier ist das Gesetz, nach dem der Schöpfer die Menschengestalten geschaffen!" Und mit hastigen Worten, stammelnd fast vor Aufregung, zeigte er dem Meister seine Entdeckung auseinander.

Dieser aber wurde dunkelrot vor Zorn. Er warf das Pergament, das ihm Albrecht gereicht hatte, nach einem flüchtigen Blick fort und rief:

"Das sind Zerrbilder, die Ihr da gemacht habt, Zerrbilder, sage ich Euch! Glaubt Ihr, daß man den menschlichen Körper mit dem Liniemaß ausmessen und zusammenstellen kann wie einen Bau aus einzelnen Steinen? Geht mir mit Euren Entdeckungen, die keine Eierschale wert sind! Nur in demütigem Fleiß kann man etwas lernen, aber nicht wenn man in die Wolken gukt und den Lauf der Sterne verfolgt wie der Herr Regiomontanus! — Seht ihn an," rief er, den übrigen zugewendet, "seht ihn an, den großen Entdecker, der seinen Meister meistern will!"

Lautes Hohnlachen erklang aus den Reihen der Schüler, der "Malerknechte", wie man sie nannte, und ein jeder glaubte sich dem Meister um so wohlgefälliger zu machen, je lauter er den armen Albrecht verspottete mit seiner neuen Entdeckung.

Da schwoll auch diesem die Zornesader auf der Stirn. "Zerrbilder," rief er, "sind Eure Gestalten da! Eure Henfersknechte sind Fragen und Euer Christus ist nicht der Heiland der Welt, der die Arme ausbreitet, alle Gefallenen zu erheben! Die Natur allein ist der wahre

Meister und ihr allein will ich folgen auf dem Weg zu den Höhen der Kunst!"

"Hinaus, hinaus!" rief Wohlgemuth außer sich, "hinaus, vorlauter Knabe! Lange habe ich's schon gesehen, daß an Euch alles verloren ist und daß Ihr niemals meiner Schule Ehre machen werdet!"

Albrechts so sanftes Gesicht hatte einen Ausdruck von trotzigem Selbstbewußtsein angenommen; er hob das Pergament auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus.

Noch dichter fiel der Schnee draußen, die Flocken kühlten die heißen Wangen des Jünglings, durch das dicke Geströber blickte er aufwärts und rief:

"Er hat recht! Ein Jünger seiner Kunst würde ich niemals werden — niemals werde ich den Häßlichkeiten der Unnatur, der Verzerrung dienen. Wie dort oben über den Schneewolken die Sonne, so leuchtet auch über dem Dunkel des Menschenwahns die ewige Schönheit und Wahrheit und zu ihr will ich aufsteigen in unermüdlichem Ringen."

Fast stieß er, in seiner Aufregung des Weges nicht achtend, gegen eine weibliche Gestalt im Pelzmantel, deren jugendfrisches Gesicht unter einer beschneiten Kapuze hervorblitzte.

Erschrocken blieb er stehen. Die schöne Agnes Frey, des Ratsverwandten Tochter, deren Bildnis kurz vorher die Bewunderung des Gelehrten Regiomontanus erweckte, stand vor ihm. Das Haus ihres Vaters war benachbart mit dem Hause des würdigen Goldschmieds Dürer, der einst aus Ungarn eingewandert und durch die Heirat mit der Tochter seines Meisters, der Barbara Holper, das Bürgerrecht in Nürnberg gewonnen, sowie durch hohe Geschäftlichkeit in seiner Kunst sich Wohlstand und Ansehen erworben hatte. Als Kinder hatten der junge Albrecht und die wenige Jahre jüngere Agnes miteinander gespielt und gute, herzliche Freundschaft gehalten. Als sie heranwuchsen, ziemte sich freilich der ungezwungene Verkehr nicht mehr. Der Ratsverwandte Frey, der sich vernehmer dünkte als der Goldschmied Dürer, hielt die Tochter von dem Hause des Nachbarn zurück, aber wo sie sich sahen, grüßten sie sich doch freundlich und herzlich wie in alter Zeit, die Augen der schönen Agnes leuchteten heller auf und ihre Wangen röteten sich, wenn sie dem Jugendfreunde begegnete, und wunderbarerweise fand dies Erörten immer seinen Widerschein auf dem bleichen Gesichte des jungen Goldschmiedsohnes, der nach des strengen Vaters Willen dessen Gewerbe lernen und einst dessen Haus und Meisterstelle übernehmen sollte, so wenig er auch dazu Neigung fühlte, da es ihn immer hindrängte zu den Höhen der Kunst und zu den weiten Gebieten der Wissenschaft. Der Vater aber wollte davon nichts wissen. Zwar achtete er das Gewerbe des Goldschmieds höher als ein Handwerk, forderte doch gerade damals das edle Metall eine gar kunstvolle und sorgsame Bearbeitung, um bald Gestalten und Szenen der alten Mythologie, bald der christlichen Religion darzustellen. Darum hatte der alte Dürer auch gelitten, daß sein Sohn die Schule des Michael Wohlgemuth besuchte, um sich an dessen Bildern, welche die bösen Widersacher des Heilands so abschreckend und entsetzlich darstellten, ein Muster zu nehmen für die Kelsche und heiligen Geräte, aber diese Kunst sollte in seinen Augen doch nur eine Dienerin sein des festen und sicher nährenden Gewerbes, und mit tiefem Unmut und ernster Sorge erfüllte es den Alten, daß der junge Albrecht immer höher hinaus wollte und ungern nur in der Werkstätte sich den vorgeschriebenen Formen einfügte.

Albrecht war so voll von seinen Gedanken, daß er bei der plötzlichen Begegnung mit seiner Jugendfreundin in deren liebevollendem Gesicht die Verkörperung des Ideals der Schönheit und Wahrheit zu erblicken glaubte, das er soeben über den wirbelnden Schneewolken suchte.

"Ei, ei, Herr Albrecht," sagte das schöne Mädchen lächelnd, "was ist Euch denn geschehen, daß Ihr Eure guten Freunde überlaßt — seht, Ihr habt mich fast vom Bürgersteig in den Schnee gedrängt."

"Verzeiht, Jungfer Agnes, verzeiht," sagte er, mit entzückten, verklärten Blicken in ihr Antlitz schauend, "aber mein Herz war so voll von dem, was mir das Höchste, das Heiligste in der Welt ist, daß ich nichts von der Außenwelt sah."

Hastig, in abgerissenen Worten erzählte er, was ihm geschehen, wie er infolge seines Strebens für die Wahrheit und Schönheit verstoßen wurde als ein unwürdiger Jünger der Kunst, der doch sein ganzes Herz gehörte. Er sprach von der Kunst, von seiner Liebe für die Wahrheit und Schönheit, welche in der gottgeschaffenen Menschengestalt ruhe und im Bilde des Künstlers ungetrübte Widerscheinen müsse, und immer wärmer, immer begeisterter sprach er, und immer wieder schien es, als ob er seine Worte nur an sie richte, als ob all diese glühende Begeisterung für die Ideale der Kunst nur für sie allein aus seiner Seele strömte.

Sie war ein einfaches Mädchen, manches mochte ihr unverständlich erscheinen von dem, was er sagte, aber eines mochte sie verstehen, eines klang ihr zum Herzen, mehr noch aus seinen Blicken als aus seinen Worten — und dies Eine war die Empfindung, daß die alte Kinderfreundschaft, welche sie einst mit ihm verbunden, nun bei ihm zur reinen, begeisterten Liebe geworden sei, daß ihr

sein Herz gehöre und daß er in ihren Augen all das Licht und all die Wärme, all die Wahrheit und all die Schönheit finde, von der die Welt ihn abwenden wollte. Und als er so in feuriger Begeisterung zu ihr sprach, da wurde auch in ihrem Herzen das Gefühl mächtig, das lange vielleicht schon darin schlummerte.

Sie reichte ihm glücklich lächelnd die Hand, und er drückte diese Hand in glühendem Kuß an seine Lippen.

„Ei, Jungfer Agnes,“ klang eine scharfe, höhrende Stimme in den Traum der jungen Leute hinein, „wie kommt Ihr hier in diesem bösen Wetter auf die Straße, allein, ohne Schutz und Begleitung?“

Der junge Berthold Rothenstein war unbemerkt herangetreten und blickte, die Spitzen seines Bartsaums drehend, hochmütig auf Albrecht Dürer hin.

Dieser fuhr zusammen und wollte schnell zurücktreten. Agnes aber hielt seine Hand fest und sagte erröthend, doch mit stolzer, klarer Stimme:

„Ich habe eine Freundin besucht und bin auf dem Wege nach Hause. Wie Ihr seht, bin ich auch nicht allein, und Herr Dürer wird meine Bitte nicht abschlagen, mich nach Hause zu führen und mich vor allerlei Belästigung zu schützen.“

Sie drehte sich kurz um und schritt weiter.

Albrecht ging glücklich an ihrer Seite, er dachte schon nicht mehr an den schändlichen Spott des hochmütigen Patriziersohnes und sprach weiter von den Idealen, die sein Herz erfüllten.

„Ich werde es erreichen,“ rief er, „trotz aller Feindschaft und allen Hohns, das Ziel meiner Sehnucht, ich werde den Preis der Schönheit erringen in der Kunst und dem Leben!“

Sie reichte ihm wieder die Hand und sah ihn so glücklich an, als wolle sie ihm sagen, daß der Preis für sein Leben ihm gewonnen sei, und als sie sich von einander trennten an ihrer Hausthür, mit innigem, warmem Händedruck, da wußten die beiden, daß ihre Herzen für einander schlugen und zu einander gehörten für das Leben.

Berthold Rothenstein aber hob drohend die geballte Faust, er knirschte einen Huch zwischen den Zähnen und folgte ihnen unbemerkt. Albrecht kehrte in tiefe Gedanken versunken nach dem väterlichen Hause zurück. Er trat in die Werkstatt seines Vaters, welche mit künstlichen Arbeiten der Goldschmiederei angefüllt war.

Der alte Dürer, ein rüstiger Mann noch, dessen scharfem, klugem Gesicht man das Feuer und die Willenskraft seines ungariſchen Vaterlandes ansah, erwiderte nur finstern und unmutig den Gruß seines Sohnes und trieb ihn mit kurzen, strengen Worten an, seine Arbeit aufzunehmen.

Bald wurde der Alte abgerufen, und während Albrecht oft träumend seine Arbeit unterbrach, hatte sein Vater in dem Wohnzimmer seines Hauses zwei unliebsame Besuche zu empfangen. Zuerst kam der Maler Wohlgemuth und beklagte sich bitter und heftig, daß der junge Albrecht statt fleißig zu lernen, was er für sein Gewerbe bedürfe, ihn selbst, den Meister, zu meistern sich unterfange, daß er neue Regeln aufstellen wolle für die Kunst, an deren Anfängen er jedoch erst stehe. „Es thue ihm leid,“ sagte er, „um des würdigen Vaters willen, aber er könne einen so vorwärtigen Schüler wie den jungen Albrecht nicht ferner gebrauchen, da er ihm aufrührerische Widerspenstigkeit und überflüßiges Vesserkennen unter die übrigen Malerknechte trage.“

Raum war der zornige Wohlgemuth eilig und polternd davongegangen, als Herr Frey erschien und bei dem Meister Dürer bittere Klage führte, daß der junge Albrecht sich erlaube, sein Töchterchen Agnes abzumalen und an ihrem Bilde thörichte Messungen über die Verhältnisse des menschlichen Körperbaues vorzunehmen, daß er sie dabei noch auf offener Straße anrede und belästige, was durchaus nicht ziemlich sei; er habe das Spiel der Nachbarkinder früher wohl gelitten, aber jetzt, da seine Tochter groß geworden, müsse er verlangen, daß Meister Albrecht

seinem Sohn bedeute, wie weit der Abstand sei zwischen ihm und der Tochter des Ratsverwandten. Nachdem auch Herr Frey ungestüm und scheltend das Haus verlassen hatte, ging der alte Dürer lange mit finstern gesaltener Stirn auf und nieder, indem er halbblaue Worte vor sich hinsprach. Aber als er in seine Werkstatt zurückkehrte, mußte er wohl einen festen Entschluß gefaßt haben, denn von allen diesen Beschwerden über seinen Sohn, dessen träumerisches Wesen und dessen deutliche Unlust für die Arbeit seines Gewerbes ihm oft schon Sorge gemacht hatte, sprach er kein Wort, er saß über seine Arbeit gebückt da und belehrte nur hier und dort mit kurzen Worten seine Gesellen, wie sie den Grabstichel führen oder am Schmelztiegel das edle Metall behandeln sollten. Am Abend aber, als Frau Barbara, eine bürgerlich würdige Matrone mit ergrauendem Haar, aber noch frisch blühendem Gesicht, und die übrigen Kinder sich zu dem einfachen Nachtessen versammelt hatten, da erklärte der Vater in seiner kurzen und bestimmten Weise, gegen welche im

schaft an, sprach dabei viel von seinen eigenen Wanderjahren, und ein wehmütiges Lächeln spielte um seine Lippen, als er, der schwärmerische Jünger der Kunst, sich so mit dem Schneider gleichgestellt sah. Nur einigemal noch konnte er des Herrn Regiomontanus Vorlesungen hören, und auch diese letzten Stunden im Dienst der Wissenschaft, die er als das Fundament für den Tempel der wahren Kunst betrachtete, wurden verbittert durch die hämischen und schadenfrohen Blicke des jungen Berthold Rothenstein.

So kam der Weihnachtsabend heran.

Nach der letzten Vorlesung schüttelte Regiomontanus kräftig die Hand seines Schülers, wünschte ihm Glück auf seinen Weg und sprach ihm Mut ein.

Der Mensch müsse in Ergebung, sagte er, den Wegen folgen, die Gott ihm vorgezeichnet, und vertrauen, daß alle diese Wege dennoch zum Ziele führen, das die ewige Weisheit gesteckt hat. Als Albrecht dann fortging, da trat von den übrigen Schülern ein junger Mensch von kräftigem Wuchs und edler Haltung mit freiem, offenem Gesicht und blondgelocktem Haar zu ihm heran und nahm seinen Arm, um ihn nach Hause zu begleiten.

Es war der junge Willibald Pirckheimer, der Sohn eines der reichsten und vornehmsten Patrizier der Stadt, und Albrecht war erstaunt über diese freundschaftliche Annäherung des jungen Mannes, der sich zwar nicht an den feindseligen Spöttereien der anderen gegen ihn beteiligt, aber ihm doch immer so fern gestanden hatte, wie es die beiderseitigen Lebensstellungen bedingten.

„Vermengt mich nicht mit den anderen, Albrecht Dürer,“ sagte Willibald Pirckheimer, „die Euch aus Hochmut, aus Neid und Mißgunst hassen und kränken. Ich habe Euer Streben verfolgt und Anteil daran genommen und wünsche von Herzen, daß Ihr erreichen mögt, wonach Eure Seele ringt. Ihr geht nun in die Welt, und darum will ich Euch ein gutes Wort und einen treuen Wunsch mitgeben auf Eure Reise. Glaubt mir, in der engen Heimat kann niemand das werden, wozu die Vorsehung ihn bestimmt hat. Der Baum wächst und trägt seine Früchte auf dem Boden, in dem er festgewurzelt ist, der Boden aber, aus dem der Mensch seine Kraft zu Blüte und Frucht des Lebens zieht, ist die Welt. Der Umgang mit Menschengestirnen in ihrer vielgestaltigen Verschiedenheit, das ist der Sonnenschein, der die Blüten und Früchte der Menschskraft zeitigt. Auch ich gehe fort, ich habe Dienst genommen bei dem Bischof von Eichstätt und will unter seiner Fahne das Kriegshandwerk lernen, denn mein Stand fordert es, zunächst vertraut zu werden mit der Führung der ritterlichen Waffen, und dann will ich weiter ziehen, um zu lernen, was man lernen kann und muß, damit ich einst meinen Platz ausfüllen kann im Rat und Regiment meiner Vaterstadt. Heute gehen unsere Wege auseinander, vielleicht mögen sie uns zu Abgründen führen, in denen wir versinken können — das

müssen wir Gott anheimstellen, aber wenn des Himmels schützende Macht uns zurückführt zur Heimat, dann vergeht nicht, daß Ihr in mir einen Freund habt.“

Er drückte Albrecht die Hand, und dieser sah mit dankbaren, aber doch wehmütigen Blicken dem schönen, ritterlichen jungen Mann nach, der so ganz anders wie er hinauszog auf eine fröhliche und glänzende Bahn.

Agnes hatte er nicht wieder gesehen, wohl war er oft an ihrem Hause vorbeigegangen, aber niemals war es ihm gelungen, sie auch nur am Fenster zu erblicken.

Wehmütig bewegt ging Albrecht zum letztenmal vor seiner Wanderung in die Welt zur heiligen Christmette in der erleuchteten Kirche, wo die Krippe errichtet und die Geburt des Heilands in einem gestaltenreichen Bilde dargestellt war. Aber Albrecht vermochte es nicht, sich zu der frohen Andacht aufzuschwingen, die sonst in seinem Sinn und Gemüt lag, denn er sah dort drüben zur andern Seite der Kirche die schöne Agnes, und tiefer Schmerz durchzitterte ihn bei ihrem Anblick. Der ganzen



Hause kein Widerspruch galt, daß Albrecht nunmehr seine Wanderschaft, die das Gewerbe erfordere, antreten müsse, um sich für die Erlangung der Meistertwürde vorzubereiten, und daß er gleich schon nach dem nahe bevorstehenden Weihnachtsfeste sich auf die Reise begeben sollte.

Albrecht wurde bleich. Wohl lockte es ihn in die Ferne, aber er hätte eben als Jünger der hohen Kunst und nicht als Goldschmiedesgefell die Welt durchziehen mögen, und bitter empfand er es, seine Studien bei dem großen Regiomontanus aufgeben zu sollen. Dann tauchte noch das Bild der schönen Agnes in diesem Augenblick aus den Tiefen seiner Seele auf.

Was sollte er in der Fremde finden? War doch hier das Ideal, das ihn begeisterte zu hohem Streben. Aber gegen die Entscheidung des Vaters gab es keinen Widerspruch — er beugte sich schweigend, und schnell waren die Vorbereitungen zur Reise getroffen. Der Schneidermeister Jörg Sachs erschien und maß dem jungen Meistersohn einen kräftigen Anzug von lundischem Tuch für die Wander-

Welt war das Licht des Heils aufgegangen am Feste der Weihnacht und er sollte hinaus in die kalte Welt und sollte sich abkehren von dem Licht seiner Seele.

Gesentten Hauptes verließ er die Kirche, als die Messe beendet war. Da am Ausgange fühlte er seine Hand erfasst und als er aufblickte, stand Agnes vor ihm.

Der Blick ihrer großen, blauen, von Thränenshimmer umflossenen Augen drang in sein Herz.

„Ihr geht fort, Albrecht?“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Lebt wohl, Gott sei mit Euch und gebe Euch alles, was Euer Herz wünscht, und führe Euch wieder zurück zur Heimat! Denkt unter Euren Freunden auch meiner und seid gewiß, daß ich Euch nicht vergessen und aus tiefster Seele für Euch beten werde.“

Sie drückte ihm warm die Hand und eilte dann schnell davon, denn schon wendete sich ihr Vater mit unwilligem Ruf nach ihr um.

Es war ein trauriger Weihnachtsabend. Wohl war der Baum angezündet, wohl freuten sich die jüngeren Ge-

schwister der Stollen und Lebkuchen und des Spielzeugs, was ihnen aufgebaut war, aber Mutter Barbara kämpfte vergeblich mit ihren Thränen und selbst der alte Meister Dürer blickte schweigend zu Boden und seltsam zuckte es um seinen fest zusammengepressten Mund.

Albrecht sah schwermütig träumend in das Weihnachtslicht, aus dem hellen Glanz grüßte ihn das Bild der schönen Agnes, aber es schien ihm, als ob ein schwarzer Schleier sich über das lichte, strahlende Bild herabsenke und alle Träume und Hoffnungen seines Lebens in düsteren Nebel verhülle. — Und als das Fest vorüber war, da zog der junge Goldschmied hinaus aus der Vaterstadt. Mit Thränen hatte ihn die Mutter umarmt, der Vater hat ihn ein Stück Weges begleitet, ihm kräftig die Hand gedrückt und in seiner kurzen Manier mit merkwürdig zitternder Stimme die Mahnung auf den Weg gegeben, Gott zu fürchten, böse Gesellschaft zu meiden und tüchtig zu arbeiten und zu lernen, um einst ein guter Meister zu werden, der seinem Namen Ehre mache.

Dann hatte er sich schnell abgewendet und war zur Stadt zurückgekehrt, und alles war ruhig seinen Weg gegangen in Nürnberg — es war ja nur ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling weniger in der alten Reichsstadt, und niemand konnte ahnen, welch ein helles Licht des Ruhms einst von dieses Jünglings Haupt auf seine Vaterstadt zurückstrahlen werde.

Vier Jahre waren verflossen. Die Zeit, welche in ihrem langsam und scheinbar gleichmäßig dahinschießenden Strom oft noch mehr ändert als in großen gewaltigen Umwälzungen, hatte auch die äußeren Spuren des Abschiedes in dem Hause des Goldschmieds Albrecht Dürer verwischt, aber es war, als ob mit dem Fortgange seines Sohnes der Stern des Glückes, welcher bisher auf der Arbeit des Meisters geruht, sich verhüllt habe. Das Geschäft ging schlechter und schlechter, und wenn auch noch keine Armut im Hause sich fühlbar machte, so sank doch der alte Wohlstand mehr und mehr zusammen und



schwere Sorgen beugten das ergraute Haupt des Vaters, der für eine zahlreiche, immer mehr heranwachsende Familie zu sorgen hatte. Wohl gedachte er häufig traurig des fortgezogenen Sohnes, den er im Unmut hatte von dem väterlichen Herde scheiden lassen. Er hatte nur einmal von Basel eine Kunde von ihm erhalten durch einen Reisenden eines großen Handlungshauses, der Gräße gebracht und erzählt, daß er den jungen Albrecht dort gefunden, wie er die alten Bilder studiert und nachgezeichnet habe; dann hatte er nichts mehr von dem Sohne gehört.

„Er wird unter das fahrende Volk gegangen sein,“ sagte der Alte traurig zu sich selbst; „sein träumerischer Sinn wird ihn fortgezogen und abgelenkt haben von ernster Arbeit.“

Und dann machte er sich bittere Vorwürfe, daß er ihn so jung und unerfahren in die Welt geschickt und ihn nicht noch bei sich behalten habe, um ihn mit freundlichem, ernstem Zuspruch zu leiten. Bitter empfand er es, daß er im Zorn sein eigenes Kind in die ferne Welt voll Ver-

suchung und Gefahren hinausgeschickt habe, aber mit seiner Familie und seinen Freunden sprach er nicht davon, und wenn Frau Barbara ihn mit feuchten Blicken fragend ansah, dann preßte er die Lippen fester aufeinander, zog noch finsterner die Falten seiner Stirn zusammen und drängte tief in seine Brust alle trüben Gedanken zurück, die in ihm aufsteigen wollten, gehörte er doch zu jenen eichenharten, trohigen Naturen, die ein begangenes Unrecht wohl sich selbst und Gott gestehen, aber keinem andern einräumen wollen und am wenigsten denen, die nach des Hauses Ordnung ihnen unterthan sein sollten.

Außer von der Mutter und dem Vater war aber Albrecht auch nicht vergessen von der schönen Agnes Frey.

Der junge Berthold Rothenstein hatte, nachdem er seine Studien vollendet, ein Amt bei der Stadt erhalten und dann feierlich und ernstlich geworden bei dem alten Frey um die Hand seiner Tochter. Das war eine Ehre für den ratsberwandten Bürger, daß der Patriziersohn sein Eidam werden wollte, und mit ernsten Worten redete

er seiner Tochter ein, daß sie solche Ehre erkennen und dankbar annehmen müsse. Sie aber blieb fest und unbeugsam bei den Bitten und bei den Drohungen ihres Vaters.

Berthold Rothenstein fühlte es wohl, daß die Erinnerung an Albrecht der Grund für die Weigerung der schönen Agnes sei, deren Besitz er mit leidenschaftlicher Glut begehrte; wegwerfend sprach er in auslöcherndem Zorn von dem verschollenen Landstreicher, der in fernen Landen verkommen und verderben werde, aber da fuhr Agnes auf und mit blühenden Augen rief sie:

„Er wird wiederkommen, ich weiß es, ich glaube es, wie ich an das Evangelium glaube, aber dann wird er größer sein und herrlicher als ihr alle, die ihr euch so vornehm dünkt gegen ihn.“

Um so entschiedener wies sie dann jede Annäherung des hochmütigen Patriziersohnes zurück und erklärte ihrem Vater, daß sie lieber den Schleier nehmen und sich dem Dienst des Himmels weihen als sich zu einer Verbindung

zwingen lassen werde, der ihr Herz widerstrebe. Dieser Erklärung gegenüber war der Vater machtlos, denn er wußte es wohl, daß es ihm nicht gelingen werde, den Willen der Tochter zu zwingen, wenn sie sich unter den Schutz der Kirche rette, um dem Himmel zu dienen und der Erde zu entsagen.

So kam wieder die Weihnacht heran, schon deckte wieder der Schnee die Giebelhäuser der alten Reichstadt und wenige Wochen nur dauerte es noch bis zu dem frühlichen, seligen Feste der Geburt des Heilands. Aber keine Festestimmung war in den Häusern des Ratsverwandten Frey und des Meisters Dürer. Dort herrschte Zorn und Bitterkeit, hier düstere Sorge. Agnes hatte von ihrem Vater Bedenkzeit bis zum Jahreschluß erhalten, aber

schon vorher fest entschlossen erklärt, daß sie dann die Aufnahme unter die frommen Schwestern der heiligen Ursula nachsuchen werde.

Dem Meister Dürer brachte die Wende des Jahres schwere Verpflichtungen, zu deren Erfüllung seine Mittel nicht ausreichten. Der Reichtum der Stadt hatte sich vermindert durch den Seeweg des ostindischen Handels, der die Schätze Asiens nicht mehr über Deutschland der Welt zuführte, und so fanden sich immer weniger Käufer für seine kunstvollen Arbeiten und von den besten derselben hatte er sich ohnehin nicht trennen mögen, denn er hing an den Werken seiner Hand wie an seinen Kindern.

Da sah er denn kummervoll und traurig dem Feste entgegen, und wenn er auch vor den Seinen die Sorgen,

die ihn quälten, verbarg, so litt er doch schwer und gedachte in den schlaflosen Nächten oft schmerzvoll des Sohnes, den er hatte fortziehen lassen in die weite Welt. Da entschloß er sich denn, einzelne Werke, die er mit Liebe gefertigt und von denen er sich nie hatte trennen mögen, versteigern zu lassen, um so, wenn auch nicht den Preis ihres wirklichen Wertes, doch die Mittel zu erhalten zur Erfüllung seiner drückenden Verpflichtungen. In öffentlichem Anschlag war dies bekannt gemacht und viele Neugierige hatten sich an dem Tage der Versteigerung in dem Laden des bekannten Meisters eingefunden; auch mancher reiche Patrizier war gekommen, denn überall waren Meister Dürers Arbeiten geschätzt und mancher mochte wohl glauben, bei dieser Gelegenheit wohlfeiler als sonst zu einem wertvollen Meisterwerk zu kommen.

Der Meister Dürer selbst saß hinter der halbgeschlossenen Thür seiner Werkstatt, hörte mit tiefem Weh im Herzen, wie die Gebote abgegeben wurden, und wenn so ein Stück nach dem andern unter dem Preis wegging, so rollte, ohne daß er es selbst bemerkte, oft eine Thräne aus seinen finstern blickenden Augen in den grauen Bart. Jetzt wurden sechs kleine Statuetten, in Gold und Silber getrieben, antiken Bildern nachgeformt, zum Verkauf gestellt, sie waren ein Lieblingwerk des alten Dürer, und er brühte die geballte Faust vor sein Herz, als er den Ausruf hörte; aber er durfte den Verkauf nicht



zurückziehen, denn noch war die Summe nicht gedeckt, die er bedurfte.

Da trat durch die neugierige Menge ein hochgewachsener Mann in den Laden ein. Er war kostbar gekleidet wie ein Ritter, ein Ueberrock mit schönem Pelz fiel über sein Wams herab, eine goldene Kette zog sich über seine Brust, ein Hut mit Federn bedeckte das lang herabwallende gelockte Haar; sein Gesicht war sonnengebräunt und ein weicher, schöner Bart bedeckte Lippen, Kinn und Wangen, sein großes Auge blickte klar und frei und zeigte den Ausdruck hohen Erstaunens, als er den Laden so von Menschen angefüllt sah.

Der Ausrufers stellte die Statuetten zum Verkauf, sie waren wertvoll durch das edle Metall und noch wertvoller

durch sorgsame Arbeit, und eine Stimme aus der Käufer Reiben that das Gebot: „Hundert Dukaten!“

Meister Dürer lachte bitter vor sich hin hinter seiner Thür.

„Das ist kaum der Metallwert,“ knirschte er; „doch was hilft's, die Not zwingt mich!“

Drohend fast blickte es in den Augen des Fremden auf. Rasch trat er an den Tisch heran und sagte: „Zweihundert Dukaten!“

Alles blickte verwundert auf, niemand kannte den so plötzlich Herantretenden, aber auch niemand bot mehr, der Zuschlag erfolgte.

Meister Dürer blickte spähend hinter seiner Thür hervor, er sah durch die Menge hin nur undeutlich den ritter-

lichen Fremden und dankte ihm im Herzen, daß er den Wert seiner Arbeit erkannte.

Noch einige Sachen kamen zum Verkauf. Immer wieder war es der Fremde, der das höchste Gebot weit über alle anderen abgab.

Die Versteigerung war zu Ende. Reichlich war das Bedürfnis des Meisters gedeckt. Da fragte der Ausrufers zögernd den Fremden nach seinem Namen.

„Albrecht Dürer!“ antwortete dieser so stolz und hellklingend, als ob er den Namen eines Fürsten nenne, und zugleich zog er eine seidene Börse hervor und zählte klingend in blanken Dukaten den Preis seines Kaufs auf den Tisch.

Der Alte war aufgefahren. Er riß die Thür auf und stürzte herein.

„Albrecht Dürer!“ rief er atemlos, die zitternden Arme nach dem Fremden ausstreckend, „Albrecht Dürer? Ja, ja, bei Gott, er ist's, nur so viel männlicher und schöner! Es sind die alten Züge — es ist mein Sohn, mein Sohn, den ich verloren wähnte und der nun kommt, mich zu retten und mir den Segen Gottes zu bringen.“

Er drängte sich durch die aufstrebende Menge und schloß den stätlichen Fremden in seine Arme.

Dieser aber beugte sich herab, küßte des Alten Hand und sagte:

„Gott grüß Euch, Herr Vater — ich bitte Euch, mich wieder aufzunehmen in Euer Haus — ich habe die Wanderjahre wohl benützt und komme Euch Rechenschaft abzulegen von allem, was ich gelernt.“

Albrecht, der Sohn, den man vergessen hatte in der Stadt, den man verloren geglaubt und den der Alte selbst unter dem fahrenden Volk für untergegangen gehalten, er war wieder da in glänzender Tracht wie ein edler Herr und streute das Gold aus mit vollen Händen — das flüsternten alle einander zu und drängten näher heran den Wiedergekommenen zu sehen.

Der Alte aber kümmerte sich um alle nicht, er zog den Sohn mit sich fort durch den alten wohlbekannten Hof nach dem Wohnzimmer im Hinterhaus, und die Käufer alle eilten schnell davon, die wunderbare Kunde von der Rückkehr des Verlorengeglaubten durch die Stadt zu tragen.

Drinne aber in dem Wohnzimmer da hielt Frau Barbara den wiedergefundenen Sohn an das Herz gedrückt, und die Geschwister umstanden ihn scheu und neugierig — so schön, so vornehm und so prächtig konnten sie sich den Bruder gar nicht denken.

Der Alte aber war in den Keller hinabgestiegen, hatte einen lange als edlen Schatz gehegten Krug Rheinweins heraufgebracht, und als dann aus dem alten Becher, den der Meister in seiner Jugend gearbeitet, der Ehrentrunk dem heimkehrenden Sohne gebracht war, da mußte sich dieser niedersehen, während Frau Barbara das Nachtmahl mit zitternden Händen rüstete, und mußte erzählen von seinen Fahrten — wie er in Kelmis gewesen sei und in Basel, von wo aus er einen Gruß nach Hause hatte senden können, und dann in Venedig, der Wunderstadt, wo der Rat und der Doge selbst ihn freundlich aufgenommen, wo er den großen Tizian gesehen und Giorgione und Palma vecchio und Giovanni Bellini, ihre Werke bewundert und an ihnen den Glanz und die Harmonie der Farben studiert hatte.

„Ein Maler bin ich geworden“ sagte er, des Alten Hand zärtlich drückend, „aber Ihr sollt sehen Vater, daß ich darum nicht das Gewerbe dieses Hauses vergessen habe, das ja auch wohl sich eine Kunst nennen darf. Ich habe Ehre gefunden und auch Gold, so viel ich be durfte, zum Leben und zur Heimkehr, bei den Fürsten und den großen Meistern, die dort in Italien den Fürsten gleich stehen, doch ich habe auch fleißig gearbeitet in den Werkstätten der Goldschmiedemeister, und ich hoffe, Ihr werdet mit mir zufrieden sein.“

Der Alte umarmte ihn stumm, aber in dieser Umarmung lag eine Abbitte der früheren Härte.

Und nun ging es fröhlich dem Weihnachtsfeste zu. Albrecht ließ sein Helleisen aus der Herberge holen, denn er war auf einem Maultier heimgekehrt, und erst in der Herberge abgestiegen, um die Seinen zu überraschen, und er brachte ein kunstvoll gearbeitetes Werk der Goldschmiederei hervor, einen Orpheus, der von den Bacchanten geschlagen wird und zusammenbricht unter den Händen der Wütenden. Es war eine wunderbar schöne Arbeit, der Alte wurde nicht müde, sie zu loben in der Gestaltung und Stellung der Figuren, und Albrecht sagte:

„Das habe ich gewählt zu meiner Meisterarbeit, weil es ein Bild war dessen, was meine Seele erfüllte. Den Orpheus haben sie niedergeworfen in ihrer Rache, er ist erlegen ihren Streichen, aber darum leuchtet seine Leier noch als glänzendes Sternbild vom Himmel, und sein Name klingt durch alle Jahrhunderte. Auch den Geist der wahren Kunst, der in meinem Herzen lebt, können sie nicht ertöten, und nicht ruhen soll meine Hand, bis mein Name, der der Eure ist, mein Vater, am Sternenhimmel der Kunst seinen Platz gefunden hat.“

Er sagte das nicht stolz, sondern demütig, aber im Ton inniger, frommer Zuversicht, die an die eigene Kraft und den eigenen Willen glaubt und dem Segen des Himmels vertraut.

Der Alte eilte mit dem Sohne, der jetzt sein höchster Stolz war, hin zur Kunst, und die Meister des Rats wurden versammelt und alle erklärten einstimmig, daß die Arbeit ein Meisterwerk sei ohne Tadel, und sogleich wurde der junge Albrecht Dürer in die edle Kunst der Goldschmiede von Nürnberg als Meister aufgenommen.

Trotz all dem Glück und der Freude, die das Haus des Goldschmieds erfüllte, lag immer noch ein trüber Schatten auf Albrechts edler Stirn. Er fragte nach Agnes und ein Stein war von seinem Herzen gesunken, als er hörte, daß sie noch frei sei; aber zugleich auch kam ihm zu Ohren, daß ihr Vater sie zu einer verhassten Verbindung zwingen wollte, und auf der Gasse war er dem Berthold Rothenstein begegnet, der ihn mit tödlichem Blick und einem von Haß verzerrten Gesicht angesehen.

Zimmer und immer wieder war er am Hause des alten Herrn vorbeigegangen, aber niemals hatte es ihm gelingen wollen, die Geliebte zu sehen.

Auch der Gelehrte Regiomontanus war abwesend auf einer Reise nach Regensburg, aber Willibald Pirckheimer war zurückgekehrt fast zu gleicher Zeit mit Albrecht.

Der vornehme Patrizier, der nach seinem Kriegsdienst bei dem Bischof von Eichstätt nach Padua gezogen war und dort eifrig die Rechtswissenschaft studiert hatte, kam seinem alten Mitschüler mit voller Herzlichkeit entgegen. Sie saßen mehrmals lange bei einander in dem Zimmer des Dürerschen Hauses, das der Alte für seinen Sohn eingerichtet. Albrecht zeigte seinem Freunde, der ihm immer näher trat, die Arbeiten, die er unterwegs entworfen und geplant hatte, und dann sprachen sie noch von etwas anderem, von dem niemand etwas erfuhr, Pirckheimer aber sagte dem Freunde in allem und jedem seinen treuen Beistand zu.

Das Fest war nun wirklich herangekommen. Nach der alten Sitte war der Tannenbaum mit den Lichtern, den vergoldeten Äpfeln und Nüssen aufgerichtet in dem Wohnzimmer des Dürerschen Hauses und Albrecht hatte für die Mutter und den Vater und für alle die Geschwister allerlei Schönes mitgebracht von seinen Reisen; aber in die Mitte des Tisches unter den strahlenden Baum stellte er ein kleines Bild des Heilands am Kreuz in einem einfachen Rahmen. Das Bild war unvergleichlich zart und fein in der Ausführung und die Gestalt des göttlichen Erlösers edel und wahr in ihren Formen, menschlich und göttlich in ihrem Ausdruck und stimmte die Seele des Beschauers zu Andacht und Gebet.

Der Alte stand ernst und sinnend vor diesem Bilde. Dann aber brachte Albrecht noch ein zweites Bild hervor und legte es zu den Füßen des Christus nieder.

„Damit Ihr seht, Vater, daß ich Euer gedacht, bringe ich Euch dies hier mit.“

Frau Barbara trat heran, sie nickte glücklich lächelnd mit dem Kopf und die Geschwister alle riefen jubelnd:

„Das ist der Vater, wahrlich, das ist der Vater, wie er lebt und leidet.“

Der Alte stand in stummer Nüchternung da, immer wieder drückte er schweigend die Hand des Sohnes. Aber immer mehr Besuch stellte an dem festlichen Abend in dem alten Hause zusammenkommen; denn während noch alle die Bilder betrachteten, trat Willibald Pirckheimer ein und ängstlich, fast verlegen folgte ihm Herr Frey.

Er trat auf den erschrocken zurückweichenden Albrecht zu und sagte:

„Mein junger Freund, ich bin einst hart gegen Euch gewesen, ich hielt Euch für einen Kaut ohne festen Kern, was ich aber jetzt von Euch gehört, das zeigt mir, daß Ihr tüchtig seid und Großes wohl erreichen werdet in Eurem Leben — ich zürnte Euch einst, daß Ihr meine Tochter gezeichnet, wenn Ihr nun sie noch einmal malen wollt, so soll sie Euch sitzen mit meiner Bewilligung.“

Pirckheimer war leise zurückgetreten, er öffnete die Thür, und halb im Schatten, halb von dem Weihnachtslicht bestrahlt, stand die schöne Agnes auf der Schwelle mit lächelnden Lippen und thränenden Augen.

„Agnes, meine Agnes!“ rief Albrecht, „ist es möglich?“

„Sie will's nicht anders —“ sagte der alte Frey, „sie droht ins Kloster zu gehen, und da gibt es ja nur einen, der sie zurückhalten kann.“

Albrecht eilte auf das hoch erröthende Mädchen zu, beugte das Knie vor ihr und drückte ihre Hände an seine Lippen.

Sie aber hob ihn empor, führte ihn zu dem Weihnachtsbaum und sagte:

„Nicht vor mir sollst Du knien, mein Freund — hier lag und die Knie beugen vor dem, der unsere Liebe behütet hat und dessen heiliger Gruß uns entgegenstrahlt aus dem Weihnachtslicht.“

Und beide knieten nieder, und während sie noch andächtig zu dem Baum und dem Christusbilde vor demselben ausblickten, da trat Regiomontanus ein. Er war zurückgekommen, hatte von der Heimkehr seines Schülers gehört und erschien nun, um ihn zu begrüßen.

Fast erschrocken über solche Ehre sprang Albrecht auf und eilte seinem berühmten Lehrer entgegen.

„Ich habe immer an Euch geglaubt, Albrecht,“ sagte Regiomontanus ernst und freundlich, und es freute mich, daß mein Glaube recht behalten hat, denn wie ich höre, seid Ihr auf dem Weg zu den Höhen der Kunst. Vergeßt nicht, daß die Kunst dennoch immer auf den Grundsteinen der Wissenschaft sich aufbauen muß — vergeßt nicht,“ fügte er lächelnd, aber doch mit eindringlicher Stimme hinzu, „Eure Entdeckung von der Proportion des goldenen Schnittes im menschlichen Körper.“

Jetzt erst bemerkte Albrecht, daß Regiomontanus das violette bischöfliche Gewand trug und daß auf seinem Finger der Fischerring glänzte.

„Verzeiht, hochwürdigster Herr,“ sagte er, des Gelehrten Hand ergreifend und den Ring an seine Lippen ziehend, „wenn ich Euch nicht gebührend begrüßte!“

„Unser heiligster Vater Sigmund,“ erwiderte Regiomontanus, „hat mich zum Bischof von Regensburg erhoben und ich habe mich in Demut seinem Willen fügen müssen. Gleich nach dem Feste werde ich nach Rom gehen, wo der heilige Vater meinen Rat wünscht zu dem

wichtigen Werke der Kalenderverbesserung. Euch aber lasse ich meinen Segen und meine Wünsche für Euer Wohlergehen zurück im Namen dessen, zu dessen Ehre die Engel aus dem Strahl des Weihnachtslichtes zu uns sprechen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und ein Wohlgefallen allen Menschen, die guten Willen haben!“

Immer noch war die Zahl der Gäste nicht vollständig im Dürerschen Hause. Auch Herr Michael Wohl-gemuth kam. Lange hatte er sich zurückgehalten im alten Groll, als er von der Rückkehr seines Schülers hörte, der den Meister hatte verbessern wollen, aber endlich in der Versöhnungstunde der Weihnacht war er doch gekommen, den Heimgekehrten zu begrüßen, von dem ihm so viel Gutes erzählt war.

Halb noch murrend, halb herzlich reichte er Albrecht die Hand. Der alte Dürer aber führte ihn zu dem Weihnachtsbaum und sagte auf die beiden Bilder deutend:

„Seht, das hat er gemacht — an den Herrn hat er gedacht, an seinen Vater auch, und nun sagt selbst, ob er es nicht wert ist, daß Ihr den Freund in der Heimat begrüßt?“

Wohl-gemuth trat heran und blickte lange prüfend und sinnend auf das Christusbild. Wie unwillkürlich faltete er die Hände; seine Lippen zuckten. Dann wendete er sich zu Albrecht, drückte ihm beide Hände und sagte, fast ehrfurchtsvoll den Kopf neigend:

„Verzeiht mir, Albrecht, der Zorn war über mich gekommen, weil Ihr klüger sein wolltet als ich. Es mag doch wohl manches nicht richtig sein in meiner Art, so wie Ihr da habe ich den Herrn noch nie gemalt und mir ihn auch kaum so gedacht, aber nun ich ihn vor mir sehe, sagt es mich doch an mit göttlicher Gewalt im Herzen. Ihr hattet doch wohl Recht, Albrecht, den Meister zu meistern, und ich glaube es wohl, Ihr werdet unser aller Meister sein.“

„Euer dankbarer Schüler allezeit!“ sagte Albrecht herzlich, und beide umarmten sich im Licht der Weihnachtskerzen. Und dann kam endlich auch noch der alte Meister Sachs und brachte einen Weihnachtsgruß und erzählte von dem Sohne, der ihm geboren war am Anfange des November und der so schön und stark sich entwickelte. Und der Meister befühlte Albrechts seines Wams, freute sich darüber und sagte, daß er so etwas wohl kaum würde machen können, aber sein Kleid, das er dem jungen Goldschmiedsohn auf die Reise gegeben, sei doch ein gutes Kleid gewesen und habe Glück und Segen gebracht. Und Frau Barbara füllte einen großen Korb mit Stollen und Nüssen und Äpfeln für des Schneiders Frau und seine Kinder, und der Bischof Regiomontanus sendete dem kleinen Hans, auf den der Vater so stolz war, seinen Segen in das Haus. Dann wurde der Hauspokal herbeigebracht und mit altem edlem Wein gefüllt, und Regiomontanus hob den Kelch empor und rief:

„Ich trinke auf das Wohl des neuen Meisters der Goldschmiedezunft von Nürnberg und der ehrfamen Jungfrau Agnes Frey, die ihm eine treue Begleiterin auf seiner Lebensbahn sein soll. Möge er auch ein Meister werden der edlen Kunst, und in seiner Kunst allezeit dienen der Verherrlichung unseres Herrn und Heilandes, dessen Bildnis er hier vor uns gestellt hat, umflossen von dem reinen Licht der heiligen Weihnacht. Dies Licht möge ihm leuchten bei seinen Arbeiten und möge aus seinen Werken herausstrahlen, läuternd, erhebend und begeisternd bis in die ferne Nachwelt hin, so lange die Kunst ihr höchstes Ziel sucht im Dienste der höchsten Schönheit und Wahrheit.“

„Amen!“ sagte Albrecht, indem er seine großen klaren Augen, in denen das Weihnachtslicht widerglänzte, zu dem verehrten Lehrer aufschlug.

Dann empfing er den Kelch, den der Bischof mit den Lippen berührt hatte, trank ehrerbietig daraus und reichte ihn weiter den Uebrigen. In weicherer Stille senkte sich der Genius der deutschen Kunst in das Gemach nieder, in welchem wie auf einem Altar der Schönheit und Wahrheit das Bild des Erlösers von den flimmernden Strahlen der Weihnachtskerzen beleuchtet war.

Bald führte Albrecht seine Agnes heim und begann in rastloser Thätigkeit zu schaffen und zu arbeiten, immer höher hinauf steigend zu Ehre und Ruhm, treu seinem Vaterlande und seiner Vaterstadt, obgleich der Rat von Venedig ihm lockende Anerbietungen machte.

Ihm war es beschieden, die deutsche Kunst zu so hoher Ehre zu bringen, daß der große Kaiser Maximilian ihm die Leiter hielt zum Reichen, daß er den Fürsten der Kunst als seinesgleichen achte. In inniger Freundschaft verbunden blieb er mit Willibald Pirckheimer, der bald zum Rathsherrn gewählt wurde und in vielen Gesandtschaften seiner Vaterstadt wichtige Dienste leistete. Berthold Rothenstein aber zog auf weite Reisen hinaus, noch bevor Albrecht der schönen Agnes die Hand vor dem Altar reichte, und als er endlich wieder kam nach Nürnberg, da stand Albrecht Dürer schon so unnahbar hoch über ihm, daß sein Haß sich ohnmächtig verzehrte und nicht bis zum Fußgestell des Ruhmes des großen Meisters heranreichte.

Erinnerungen an einen Christabend in der Vorwelt.

Von

Fr. Wiff. Groß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der vierundzwanzigste Dezember eines nicht längst verfloffenen Jahres war ein ausnahmsweise herrlicher Christtag, wie er um diese Zeit in jenen unermesslichen Länderstrecken jenseits des Urals selten vorkommen pflegt. Ein wunderschöner klarer Himmel wölbte sich wie eine blaue Emailleklode über mein ehemaliges Landhaus und die weiß funkelnden Schneeberge und Thäler. Ohne gerade grimmig zu frieren, — denn es waren kaum achtzehn Grad Kälte — prangten doch die Wälder in den prächtigsten Flocken- und Diamantgespinnsten, die der Winter um und über dieselben gewoben hatte. Wenn man auf die Terrasse oder Rampe heraustrat, blickte man zur linken Seite auf einen Kranz von Nimmernden, schneebedeckten Gebirgskämmen und funkelnden Bergspitzen, welche das gelobte Honigland verdeckten, das Allah — wie man sagt — bei der Verteilung der Welt seinen auserwählten und geliebten Vätern verliehen haben soll, aber von den nimmerhatten Rassen in Beschlag genommen wurde. Und auch selbst dort, wo man von dem christlichen Weichheit der Liebe nichts wußte, schien eine so heilige Stille zu herrschen, als ob wenigstens die Natur unsern Festtag mitfeiern wollte.

Allein, dennoch konnte uns dieses schöne Panorama nicht fesseln, sondern unser Blick schweifte geradeaus auf eine Umwallung von spiegelnden Hügelketten, über welche hinweg man in die saragatinische Steppe gelangte, von wo unser Freund Hagenauer kommen sollte.

Wie wir bemerken wollten, war unser Landsmann auf den fünfzig Werst entfernten Bergwerken eines sehr bekannten russischen Fürsten Direktor oder Bevollmächtigter, dessen Familie im Sommer infolge der reizenden Umgebung, deren ich mich erfreute, ebenso oft meinen Wohnsitz besuchte, wie ich im Winter mit Schwester Martha die Gäste der Familie Hagenauer waren.

Im ersten Falle pflegte derselbe fast immer seinen Angehörigen nachzukommen, und da Madame Hagenauer mit ihrem lebenswüthigen Töchterchen Ida bereits einen Tag früher eingetroffen waren, um uns zum Christfest abzuholen, so wurde dasselbe auch diesmal verwendet, damit wir dann zusammen noch Rudnik — einem Bergwerksvorwerk — fuhren, wo sich der Wohnsitz des Freundes befand.

Obgleich aber der kurze — kaum einige Stunden haltende — Tag schon reichlich über die Hälfte verfloßen war, ließ sich noch kein Gefühl bilden, mit Ausnahme eines halbverdeckten Schlittens (Kibitke), der vor der Rampe stand. Es war mein eigenes Gefühl, das schon seit einer Stunde dort hielt, um zur Abfahrt bereit zu sein. Die beiden Kibitken schienen ebenso ungeduldig zu werden wie wir selbst, denn sie scharrten ungestüm mit den Füßen in dem gefrorenen Schnee, und obwohl Kappen, waren sie trotz der sehr mäßigen Temperatur doch schon vom Frost wie überzogen, wie in Lämmerselle gekleidet, während an ihren härtigen Mäulern ellenlange Eisapfen hingen, die bei jeder Bewegung der Tiere zusammenklagen und klapperten, oder auch mitunter zertrümmerten und sich dann ebenso schnell wieder ergänzten.

Wenn wir nur erst auf dem Wege wären, bemerkte Schwester Martha beruhigend, als wir mit unseren Gästen unruhig auf die Terrasse getreten waren, „dann glaube ich auch, würden wir eine angenehme Fahrt haben. Es ist nicht zu warm, um zu schwitzen, und auch nicht zu kalt, um zu frieren, dabei aber so ruhig, als ob es gar keine Schneefürne gäbe. Und welche herrliche Glorie liegt über die Landschaft ausgebreitet! Man möchte beinahe glauben, daß die ganze Natur schlief und träumte, und alles weit und breit Weihnachtsfeier!“

„Ja, wenn wir nur erst auf dem Wege wären, dann dürfte es schon gehen!“ versetzte Frau Hagenauer, „allein daß wir eben noch hier sind, macht mich besorgt!“

Und man hatte alle Grund, etwas unruhig zu werden, denn wenn wir auch mit unseren fünfbeinigen Rassen und nach dortiger Fahrgewindigkeit die sieben Meilen lange Strecke in drei Stunden oder wenig mehr zurücklegten, so war doch zu befürchten, daß uns der Abend um diese Zeit zu schnell über den Hals kam.

In diesem Moment jagte ein kleiner, einspänniger Schlitten — der mit einem Pferde bespannt war und von einem in Pelze verummantelten Führer geleitet wurde — den Bergabhang hinan, auf welchem das Landhaus lag, und zwei Minuten später hielt das kleine Gefährt vor der Rampe.

Der in Pelze gehüllte Mann stieg aus, warf seine Fügel über den Schlitten und stieg die Treppe hinan, um uns zu begrüßen.

Es war zwar nicht der mit Sehnsucht Erwartete, wie wir geglaubt hatten, allein dennoch schlug unsere Sorge in das Gegenteil um, als wir in dem neu Angelommenen wenigstens einen Boten Hagenauers — einen jungen deutschen Bergingenieur — erkannten, der nicht längst erst die freiwillige Verbannung auf sich genommen hatte und bei seinem Chef und Landsmann als Grubeninspektor angestellt war.

„Willkommen, Albin!“ rief ich dem jungen Mann entgegen. „Wo bleibt Ihr so lange und wo ist Hagenauer?“

„Er läßt dringend bitten, sein Ausbleiben zu entschuldigen!“ versetzte der Gefragte. „Allein, da etwas auf den Kupferwerken vorgekommen ist, was ihn behinderte, persönlich zu erscheinen, so sandte er mich, um diese Nachricht zu überbringen, damit man nicht länger auf ihn wartet!“

Damit erstattete unser Landsmann über die Vorgänge, die sich zugetragen hatten, Bericht, und als das mit wenigen Worten gezeigten war, traten wir in das Zimmer zurück, und nun erfuhren wir auch, daß Albin infolge eines kleinen Unweges, den er hatte machen müssen, um einige Stunden später gekommen war, als er hätte eintreffen können.

Indes war jetzt nichts mehr daran zu ändern, und da wir über die befriedigende Aufklärung beruhigt sein konnten, so blieb einzig und allein nur übrig, einen Versuch zu machen, um den

erlittenen Zeitverlust, soweit das überhaupt möglich war, wieder einzubringen.

Es wurden daher sofort alle Anstalten getroffen, um noch schnell einen zweiten verdeckten Schlitten in Bereitschaft zu setzen, und noch ehe eine halbe Stunde vergangen war und Albin Zeit gehabt hatte, sich etwas zu erholen, stand auch dieses Gefährt zur Abfahrt fertig vor der Thür.

Da wir in der That keinen Augenblick mehr zu verlieren hatten, so wußten wir jetzt vor allen Dingen daran denken, wie wir uns arrangieren sollten. Namentlich kam es darauf an, wie die jungen Damen verteilt wurden, und daß diese eine Wahl trafen, in wessen Begleitung und in welchem Schlitten sie zu fahren wünschten; allein da sie in dieser Beziehung die gewöhnliche Zurückhaltung bewahrten und wir auf diese Weise zu keiner Entscheidung gelangen konnten, so wurde beschlossen, daß Ida und Schwester Martha das Los zogen, was auch sogleich vorgenommen wurde.

Das Glück war allen Parteien ziemlich günstig, und da alle gleich sehr davon befriedigt waren, so wäre es überflüssig gewesen, zu untersuchen, inwieweit Albin an dem erwünschten Zufall unbeteiligt war oder nicht. Jedenfalls dachte niemand daran, gegen die Entscheidung des Loses irgendwelchen Einspruch zu erheben, und so bestieg Albin mit Madame Hagenauer und Martha beiseite den größeren Schlitten, während Ida in meinem kleineren Platz nahm.

Bergnügt setzte sich der Zug in Bewegung, und die Aussicht auf eine schöne Mondschneefahrt in so angenehmer Begleitung half uns bald über das schmerzliche Bangen hinweg, das uns stundenlang gequält hatte. Es sollte eine Weihnachtsfahrt werden, so frohlich wie nicht sobald eine, und wenn sie auch im Punkte des Frohsinns eine nicht erwartete Enttäuschung brachte, so wurde sie doch in anderer Beziehung eine Fahrt, wie sie unsere kühnste Phantasie im Vorhinein sich nicht vorzustellen gewagt hätte.

Lebhaft und jubelnd stürmten die Kesselfenster den Bergabhang, auf welchem das Landhaus lag, hinab, als ob unseren Kibitken nach einer kirchlichen Jagd gewachsen wären, und so ungestüm war die Fahrt, daß meine junge Begleiterin beinahe ängstlich wurde.

Allein, da es einem jungen Manne schwer fallen würde, in solchen Fällen Glauben zu finden, wenn er sich frömmere stellte, als er ist, so will ich gern freimütig gestehen, daß ich mich fast an der Angst Idas weidete. Zwar beruhigte ich dieselbe, aber weit entfernt, den übermüthigen Windbeutel auf dem Bock zur ruhigeren Fahrt zu ermahnen, suchte ich vielmehr das tolle Tempo desselben durch die Notwendigkeit zu rechtfertigen, daß wir den uns vorausseilenden zweiten Schlitten in Sicht behalten müßten; davon abgesehen, daß ein anderer Unfall, als unsere Damen aus dem Schnee auslesen zu müssen, bei dem vorzüglichen Wege und vortheilhaften Wetter wohl kaum zu befürchten war, und dieser Fall war durchaus nicht so unangelegentlich, daß er etwas sehr Abschreckendes für uns gehabt hätte.

Indes bald genug mäßigte sich die schnelle Gangart ganz von selbst, und man fand vollkommen Ruhe, sich mit der uns umgebenden Winterlandschaft zu beschäftigen und sich an den Reizen der Naturscenerien zu ergötzen. In wellenförmigen Schlangelungen zogen sich Schneehügel durch die Steppe, und da sie von der Abendröthe bestrahlt wurden, so gewährten sie in ihrem rosigen Farbentönen einen entzückenden Anblick, wogegen andere, der Sonne weniger ausgefärbte Kuppen, in schillerndes Wasserblau oder auch in Weiß schatteten.

Leider zog aber der Abend — wie früher befürchtet — zu schnell über die Berge dahin, und schon als wir das nächste Dorf erreichten, war von den Schneehütten beinahe gar nichts mehr zu bemerken, als die blaugrauen Rauchhüllen, die wie riesige Flaggenköpfe aus dem Boden in die noch blauere Luft in den Aether emporstiegen und sich oben ausbreiteten.

Aber auch dieses Blendwerk ging rasch wie ein Schattenspiel vorüber, und sowie die Sonne im Westen unterging, stieg das Nachgeflüster am entgegengesetzten Horizont auf, und nun begannen noch eine Weile die Zaubereien in der beleuchteten Schneewüste, wie sie dem Reisenden in diesen Regionen entgegenstehen. Die Wirkung auf die Sinne war eine geradezu beständige und konnte wohl die Einbildungskraft zu Träumereien herausfordern, bis sich die Situation mit einemmale änderte.

Die Hälfte des Weges mochten wir ungefähr zurückgelegt haben, als Hader, der Kutscher, fragte, ob wir nicht die Kibitke zu schließen wünschten.

Es war das eine sonderbare Frage, deren Absicht um so weniger zu erklären war, als durchaus kein Grund vorlag, uns bei dem prächtigen Wetter der freien Aussicht zu berauben.

„Nein, Hader!“ gab ich daher demselben zum Beiseid. „Wie kommt Du dazu, uns überhaupt diesen Vorschlag zu machen?“

„Ich dachte nur, Herrschaften!“ lautete die Antwort.

„So! — Ich denke aber nicht, Hader!“

Der Hanswurst lachte. „Wie es euch gefällig ist, Herrschaften!“ bemerkte derselbe. „Ich glaube aber dennoch, daß ihr es bald werdet thun müssen!“

„Weßhalb werden wir müssen?“

„Weil wir Duran bekommen!“

„Woher weißt Du das, Hader?“

„Ich habe meine Merkmale!“

Es war das auch wirklich der Fall, so unangenehm es auch sein mochte, an die Wahrheit seines Berichtes zu glauben. Im allgemeinen jedoch war das immer noch kein Grund, sich darüber besonders zu erregen. Schneefürne sind in diesen Gegenden nichts neues und gehören fast zu den allnächtlichen Erscheinungen, allein da man auf die Prophezeiungen des Mannes ebenso sicher rechnen konnte, wie auf die Zuverlässigkeit des Seemanns, der den Meeressturm verkündigt, so wurde doch der Befehl gegeben, die Kasse etwas mehr anzutreiben, damit wir nicht zu weit hinter dem Schlitten zurückblieben, der uns vorausging und vorübergehend außer Sicht gekommen war.

Hader knallte mit der Peitsche oder Knute und wie flüchtende Hirsche griffen die Pferde aus. Bald schien es auch, als ob in der Ferne das zweite Gefährt noch einmal aufgetaucht wäre, allein es geschah das nur ganz flüchtig und undeutlich, denn schon ging die Luft voller über die Steppe und Hader knallte noch ein zweitesmal.

Da aber die Kasse ohnehin schon nicht mehr schneller laufen konnten, so war das kein günstiges Zeichen, und in der That

vergingen kaum einige Sekunden, als es mehrermale hintereinander puffte, als ob man ein Katapult abschöffe.

Es waren einige hintereinanderfolgende Windstöße, die Vorboten des Sturms, und von diesem Augenblicke an wußte man so gut wie nichts mehr, was vorging. Die Atmosphäre wurde plötzlich trübe, der klare Himmel verchwand, und als noch einige ähnliche Windstöße wie die früheren folgten, war die Luft im Nu von feinem Staubbüsch erfüllt, als wäre sie selbst ein Meer von hintereinander Schneesegeln. Himmel und Erde schienen in eins verschwommen und der hingleitende Schlitten selbst wie eine Gondel auf den lustigen Wogen dahinzuschweben. Windstöße folgten auf Windstöße und ganze Lawinen von Schnee stürzten sich auf das Gefährt.

Was sollten wir jetzt thun? Wenige Minuten hatten hingereicht, um jede Spur zu verwischen. Von dem auf dem Bock sitzenden Kutscher war nichts mehr zu sehen, gleichwie denn von den armen Pferden, die sich nur mit Mühe fortzschleppten. Eigentlich war es Wahnsinn, noch weiter zu fahren, da es nicht ohne Gefahr war, gegen den Wettersturm anzukämpfen, allein da Ida in ihrer Angst darum flehte, so wurde die Thorheit begangen, ihrer Bitte zu willfahren, obgleich alle Nordpolfahrer hauptsächlich über dem gleichen Fehler zu Grunde gegangen sind.

„Hader!“ rief ich diesem zu, „wie ich bemerke, haben wir bereits keine Bahn mehr unter den Füßen!“

„Nein, Herr!“

„Gebrauchst Du Dir unter diesen Umständen weiter zu fahren, ohne die Richtung zu verlieren?“

„Bei gutem Wetter würde ich mit verbundenen Augen fahren,“ antwortete er ausweichend, „allein bei solchem Wetter ist es freilich etwas anderes!“

Das sollte mithin so viel heißen, als daß er für nichts garantiren könne, was ihm auch nicht zu verargen war; indes, wie die Sache lag, blieb nichts weiter übrig, als wenigstens den Schlitten zu schließen, wenn wir nicht in demselben von den Schneemassen begraben werden wollten, welche uns in das Gesicht wehten und wie glühende Asche auf der Haut brannten.

Allein, obgleich man durch den Verschluß der Kibitke etwas geschützt wurde, so hatten wir doch den Nachtheil, daß sich im Dunkel des Schlittens der Gegenstand nur um so fürchterlicher ankündete. Das Heulen und Toben war greulich und die ganze Erde erzitterte wie unter einem Geschüßdonner, während das Geschrei des Kutschers wie Flüche dazwischen tönte.

Das Blut mochte einem bei diesem lärmenden Getöse in den Adern erstarren, und die Befürchtung, daß die Kasse dem Unwetter erliegen könnte, war daher wohl geeignet, mit Zittern und Fagen zu erfüllen.

„Hader, was meinst Du?“ fragte ich diesen, indem ich ihm unsere Sorge mittheilte.

„Gott wird uns helfen!“ lautete die Antwort.

Allein in solchen Momenten fehlt oftmals der Glaube, und er fehlte auch uns, denn die armen Tiere schlepten sich nur noch mit größter Anstrengung vorwärts, und Ida fing an zu weinen.

Da schien es, als ob plötzlich der Schlitten wieder in ein rascheres Tempo überginge, und einen Augenblick erwachte sogar ein Schimmer von Hoffnung, daß die Gefahr überwunden sein könnte. Es war jedoch leider eine Täuschung, denn kaum hatte man Zeit gehabt, sich diesem Gedanken hinzugeben, als die Kasse mit einemmale von der Seite sprang und ein heftiger Stoch erfolgte.

Instinct veranlaßte ich den Verschluß des Schlittens zu sprengen, denn so viel man im Innern des letzteren wahrnehmen konnte, mußte der Kutscher von seinem Sitz herabgeschleudert worden sein. Allein alle Anstrengungen, das vor uns herabgelassene Feder zu beiseitigen, waren für den Augenblick vergeblich, und aus Leibeskräften rief ich: „Hader! Hader!“

Doch niemand antwortete, und mein eigener Ruf ertönte wie das Echo aus weiter Ferne oder wie eine Stimme, die aus dem Grabe zurückhallt. Dabei hatte man das Gefühl, als ob der Schlitten wie ein Fahrstuhl in beständigem raschen Versinken begriffen wäre.

Ida haßte mit den Händen in der Finsternis umher gleich einem Ertrinkenden, der nach etwas greift, um sich zu retten.

„Was geht mit uns vor?“ rief sie erschüttert.

Gisela ging es mir durch die Glieder, und anstatt zu antworten, rief ich noch einmal und ungestüm nach dem Kutscher, jedoch mit keinem besseren Erfolg wie früher.

Unterdessen hatte jedoch die merkwürdige rüttelnde und holperige Bewegung des Schlittens nachgelassen, und als ob derfelde auf einen Widerstand gestoßen wäre, stand er still. Wahrscheinlich hatten wir festen Grund erreicht; allein, was für einer das sein mochte, das blieb eine Frage, vor deren Beantwortung man zurücktaumelte.

Gleichwohl half es nichts — und wenn die Entdeckung auch noch so furchtbar ausfallen sollte. Schnell riß ich jetzt mit verdoppelter Kraft das Schutleder hinweg, mit welchem wir uns selbst eingekerkert hatten, allein nur dichte Finsternis und Grabesruhe herrschte rings um uns her und nur hoch oben über uns schien noch der Sturm zu donnern und zu toben.

Man hatte wirklich nur den Eindruck, lebendig begraben zu sein, und zwar in einem offenen Grabe von unermesslicher Tiefe, aus dem zu entkommen keine Aussicht vorhanden war. Einige Minuten hielten wir unsere Hände eingeschlossen, um — wie man glauben konnte — unser Ende zu erwarten, allein als das Leben nicht entfloß, erwachte man auch wieder aus der temporären Todeslethargie, und der Gedanke, zu wissen, wo wir uns befanden, begann sich wieder zu regen. Zwar mußte es einem vor der schrecklichen Gewissheit grauen, aber dennoch zog ich ein Büschchen mit Zündhölzchen hervor, strich ein solches an und leuchtete in der nächsten Umgebung umher.

Es war allerdings nicht viel zu sehen, aber auch das Wenige war schon hinreichend, um die Haare zu Berge stehen zu machen. Abgründe öfneten sich nach unten und oben und zwischen beiden schwebten wir in der Mitte. Dunkelheit herrschte über uns und Finsternis unter uns.

Mittlerweile war jedoch das Hölzchen wieder erloschen und wir sahen uns in das schwarze Chaos zurückversenkt.

„Kann man etwas erkennen?“ fragte Ida flüchtig.

„Nichts als turmhohle Wände rechts und links, vor uns und hinter uns!“

Sie brach in heftiges Weinen aus und ich zündete ein neues Hölzchen und eine Weihnachtskerze an, von welchen sich ein ganzes Bündel im Schlitten befand, allein der Anblick blieb derselbe! Das Licht erhellte einen engen Raum von ungefähr zehn Fuß im Durchmesser. Die Wände waren mit Bohlen und Brettern bekleidet und zwischen diesen stand der Schlitten eingeklemmt,

während die Kufen auf einer Balkenlage ruhten. Ida erkundigte sich abermals nach dem Ergebnis dieser neuesten Untersuchung, und doch konnte ich weiter nichts sagen, als daß wir uns allem Anscheine nach in dem Raden einer Höhle befanden, deren Tiefe nicht zu messen war, weil kein Lichtstrahl bis auf den Boden herableuchtete.

„Die Sonne ging heut so blutrot unter,“ wimmerte das arme Kind, sich die Hände vor das Gesicht haltend, „und dieses Abendrot wird wohl auch für uns das letzte gewesen sein!“

In diesen Reflexionen wurde sie jedoch plötzlich von einem unheimlichen Geräusch unterbrochen, das uns beinahe alle Besinnung raubte, allein wie sich herausstellte, ohne Zweifel von



Weihnachten im hohen Norden Rußlands. Zeichnung von H. Karasin. (S. 238.)

einem morschen Holzsplinter herrührte, der sich losgelöst hatte und polternd hinabfiel. Zuerst erbeben wir, allein zuletzt, als man atemlos horchend das Holzstück unten aufschlagen hörte, zuckte ein neuer Hoffnungstrahl durch unsere Seele.

Wir hatten jetzt wenigstens die Gewißheit erlangt, daß doch ein Grund vorhanden war und die Höhlung nicht in das Unendliche hinab ging. Es war das ein neuer Sporn zu weiterer Thätigkeit, und behutsam zog ich das für alle Fälle immer unter

dem Aufseherfische befindliche Seil hervor, wickelte dasselbe auf, zerschnitt mit der Messerhäge die Enden der zerbrochenen Reischelgabel in mehrere kleine Stücke und band dieselben in größeren Zwischenräumen in das Seil zu einer Art Strickleiter zusammen.

Verwundert und neugierig beobachtete Ida diese Vorbereitungen, und endlich konnte sich dieselbe doch nicht mehr enthalten, sich über den Zweck und die Handfertigkeitssprobe zu unterrichten. „Was willst Du damit anfangen?“ fragte sie.

„Da wir für die Dauer nicht hier oben in der Luft schweben bleiben können, so will ich versuchen, mich hinabzulassen, um zu sehen, ob wir Boden erreichen können!“

Obgleich etwas beunruhigt, war sie doch damit zufrieden, und sobald das Seil mit einem Ende an den Querbalken befestigt worden war, auf welchem die Kufen ruhten, verabschiedete ich mich von Ida und begann sofort die gefährvolle Reise abwärts in eine unbekannte Welt.



Der erste Weihnachtsabend. Originalzeichnung von J. R. Wehle. (S. 234.)

Glücklich wurde der dritte Klöppel erreicht und ich befand mich etwa dreißig Fuß unterwärts des Schlittens, wo ich etwas ausruhte und nach oben blickte.

„Du weinst, Ida?“ rief ich dieser zu, als ich einen Augenblick gelauscht hatte und bemerkte, daß sie schluchzte.

„Nein, nein!“ leugnete sie. „Ich dachte nur, daß das Tau reizen könnte.“

„Daran ist gar nicht zu denken!“ bemerkte ich, obgleich dieser Gedanke durchaus nicht so absurd war, und das Seil sich desto mehr dehnte, je tiefer sich die Last, die es zu tragen hatte, hinab senkte. „Darüber brauchst Du durchaus nicht zu weinen, und wenn Du Dein Versprechen nicht hältst, das Du mir gegeben hast, so komme ich wieder nach oben und dann müssen wir vielleicht beide sterben.“

Sie beleuerte jedoch, es nicht mehr thun zu wollen, und da sie sich — wenigstens für den Augenblick — bemühte, ihrem Herzen Zwang aufzuerlegen, so wurde die unterbrochene Wanderung fortgesetzt, bis auch der letzte Klöppel erreicht war. Leider war vom Boden, so weit die Füße hinab langten, noch nichts zu spüren, und da das Licht von oben auch nicht mehr den letzten Strahl hinab warf, so blieb nichts übrig, als eine Kerze anzuzünden und ein Stück brennendes Papier hinabfallen zu lassen.

Das Experiment gelang vortrefflich und die Angst, die mir den kalten Schweiß auf die Stirne getrieben hatte, schlug in ebenso große Freude um, als das brennende Papier dicht unter mir liegen blieb und ich kaum eine knappe Mannshöhe über dem Boden in der Luft sahwebte.

Glücklicher wie Columbus, als er die neue Welt entdeckte, schwang ich mich sofort von dem Seil herab und fand in einem mäßig weiten Raum von dem Umfange eines größeren Zimmers. Die Wände waren ebenfalls von einem Brettermantel bekleidet und dunkle Bogengänge schienen von diesem Vorraum nach allen Richtungen auszugehen und im Eingeweide der Erde sich zu verweigen.

Alles, was man sah, mußte einen auf den Gedanken bringen, daß wir wahrscheinlich in den Schacht eines offen gelassenen alten Bergwerkes gestürzt waren, was durchaus nicht vereinzelte da stand,*) und es konnte sich nur darum handeln, ob es sich wirklich so verhielt und das Werk schon verlassen war oder noch in Betrieb stand, in welchem ersten Falle auf eine Befreiung wohl nicht zu hoffen gewesen wäre; allein — je länger man darüber nachdachte und bei wiederholter Besichtigung alles in Betracht zog, desto mehr schienen Merkmale dafür zu sprechen, daß wenigstens die Grube noch nicht lange ausgebeugt sein konnte. An einer Stelle lag sogar noch etwas Stroh, das so frisch aussah, als ob es höchstens einige Tage dort gelegen haben könnte.

Wie es sich aber auch verhalten mochte, so war doch so viel sicher, daß es unten immer noch besser auszuhalten war, wie oben im Schlitten, und sobald ich mich flüchtig umgesehen hatte, verständigte ich Ida über die gemachten Entdeckungen, stieg wieder am Seil empor, ließ die nötigen Decken und Pelze hinabfallen, beförderte damit alle Gegenstände, wie Lichter und Kerzen, die uns von Nutzen sein konnten, nach unten und folgten dann selbst nach.

Eine Viertelstunde später war auch diese Lustreise glücklich gelungen und wir befanden uns nun in dieser merkwürdigen Unterwelt. Einen Moment setzten wir uns auf unsere Kissen und lehteten uns an die Wand, um etwas von den Anstrengungen auszuruhen, aber sehr bald überwältigte uns die Müdigkeit, und da die Temperatur unten ziemlich warm war und wir uns im Verhältnis zu oben wie in einem geheizten Zimmer vorfanden, so schliefen wir sogar ein.

*) In neuerer Zeit sind auch in dieser Beziehung Anordnungen getroffen worden, um dieser nationalen Nachlässigkeit zu steuern und ähnlichen — nicht immer so glücklich verlaufenden — Unglücksfällen vorzubeugen.

(Schluß folgt.)

Musikalische Celebritäten.

Gar oft ist mit Befremden bemerkt worden, daß es gerade unter ganz vorzüglichen, hochgebildeten und auch sonst höchst empfänglichen Männern einzelne gegeben hat, für welche Musik ohne allen innern Sinn, vielmehr nichts als ein höchst oberflächlicher und flüchtiger Reiz des äußeren Sinnes und seiner Werkzeuge gewesen sei.

Voltaire, Lessing, Kant, Napoleon I. waren in neuerer Zeit die berühmtesten dieser Männer.

Kennt man sie und die Geschichte ihres Lebens vorzüglich auch in Beziehung auf das Anmutige und Liebliche, welches uns im Leben unverhältnismäßig viel häufiger als das Große und Erhabene begegnet, so sollte ihre Eigenart kaum noch befremden.

Entbehrten sie doch auch des inneren Sinnes für das Anmutige in der Natur, mochte das nun aus eigentümlicher Organisation nach dieser Seite stammen, oder weil dieser Sinn in ihnen nicht geweckt worden zu einer Zeit, wo alles, was im Leben wach und lebendig bleiben soll, geweckt werden muß, und weil dann die Reime dazu von anderem langsam erstickt wurden. Lessing gestand das auch mit der ihm eigenen grobhartigen Offenherzigkeit ein, Voltaire mit Spott über anders Empfindende.

Kant ist im allgemeinen da, wo er vom Wesen der Kunst handelt, vortrefflich, doch da, wo er die Tonkunst nicht übergehen kann, windet er sich, eine vermittelnde Kunst zwischen seiner und der allgemeinen Erfahrung zu finden, und entdeckt sie endlich darin, daß die Musik zwar eine Kunst, aber keine schöne, sondern nur eine angenehme, den äußeren Sinn gefällig reizende sei, gleich der des Feuerwerkers, des Parfümeurs und so weiter. Seine belegenden und erläuternden Beispiele sind vollkommen so, als wenn gar keine andere Musik existiere außer Tong- und Tafelmusik. So ist leicht recht zu behalten und der Philosoph wird mit allem fertig. Th. W.

Der erste Weihnachtsabend.

(Bild S. 233.)

Es war genau vor Jahr und Tag,
Die junge Frau im Bette lag,
Ans Fenster stoben die Glocken;
Da füllte das kleine Zimmerlein
Mit einmal überird'scher Schein,
Und draußen hallten die Glocken.

Und als der junge Gatte frug,
Und als man's auf den Arm ihm trug,
Warm eingehüllt ins Windlein,
Da lacht er: „Ei, ein Bub' ist's, schau!“
Und küßt die kleine bleiche Frau,
„Hab' Dank für dein Christkindlein.“

Um ist ein Jahr. Ei welch' Gesicht
Das Baby macht ans Christbaumlicht,
Fast ist es darob erschrocken;
Schon aber lacht's dem Vagemann,
Der Augen schau'n es selig an,
Und draußen hallen die Glocken. m.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Drittes Kapitel.

Der nächste Tag brachte weniger Verlegenheit und Unbehaglichkeit, als man es nach den peinlichen Vorgängen des Abends hätte erwarten sollen. Was auch jeder einzelne in der kleinen auf dem Schlosse Hagenberg versammelten Gesellschaft in sich tragen mochte, mußte wohl in der Stille der Nacht durchgearbeitet und abgeklärt sein, und bei allen schien der gleiche Entschluß zu bestehen, nichts von dem, was die Gedanken und Empfindungen bewegen mochte, in die äußere Erscheinung treten zu lassen.

Der Baron zeigte nicht die geringste Veränderung in seinem freilich ohnehin kalten und förmlich abgemessenen Wesen. Die Gräfin Stören schien unter der sprudelnden Flut ihrer geistvollen, bald ernsthaften und inhaltreichen, bald neckisch dahingaukelnden Konversation alles hinwegspülen zu wollen, was etwa noch von der Verstimmung des Tages übrig sein mochte, und auch Friedrich, der in tiefer Ehrerbietung gegen seinen Vater aufgewachsen war und trotz dessen kaltem und strengem Wesen ihn aufrichtig liebte, war augenscheinlich bemüht, durch heitere Teilnahme an der Unterhaltung den Mißklang des gestrigen Abends wieder verschwinden zu lassen, vielleicht mochte er auch fürchten und zu vermeiden suchen, daß das Gespräch wieder der Politik sich zuwenbe, und er ging daher eifrig auf alle launigen Einfälle, alle herausfordernden Paradoxen und alle ersten Probleme der Gräfin ein, so daß die Unterhaltung an dem gemeinsamen Frühstückstisch in dem großen Speisesaal an der Schloßterrasse an diesem Morgen belebter und angeregter war als sonst jemals.

Agnes und Axel waren miteinander beschäftigt. Bei Mathilde allein hätte man noch eine Nachwirkung der Eindrücke des vergangenen Abends voraussetzen können. Sie sah ein wenig blaß aus und die leichten, bläulichen Ringe, welche ihre glänzenden Augen umgaben, konnten wohl auf eine schlaflos verbrachte Nacht schließen lassen. Sie zeigte in ihrem Wesen bald gleichgültige Ermüdung, bald eine nervöse Reizbarkeit, und alle Bemerkungen, die sie in die Unterhaltung mischte, hatten, namentlich wenn sie gegen Friedrich gerichtet waren, einen scharfen und verletzenden Stachel, doch wußte ihre Mutter mit gewandter Sicherheit ihren heftigen und gereizten Ausfällen stets eine freundlich harmlose oder scherzhafte Wendung zu geben, so daß die allgemeine Harmonie niemals gestört wurde.

Die Nachricht von dem Beschluß der deutschen Bundesversammlung hatte eine nicht geringe, wenn auch nur unter der Oberfläche dumpf gärende Aufregung im Lande hervorgerufen, die zahlreichen deutschgesinnten Kreise, in welchen noch vom Jahre 1848 her die ungestillte Sehnsucht nach der Unabhängigkeit der deutschen Herzogtümer von der dänischen Herrschaft nicht erloschen war, faßten, wenn auch zagend und schmerzhaft sich der früheren Enttäuschung erinnernd, neue Hoffnungen; aber nur im engsten Kreise, vorsichtig vor der überall thätigen dänischen Polizei sich verbergend, kamen solche Gesinnungen zu Worte und um so lauter machte sich der Zorn der Dänen und derjenigen, welche es aus Furcht oder Berechnung mit der Kopenhagener Regierung hielten, geltend. Die großen und kleinen Zeitungen stießen über von Enttäuschung, Schmähungen und Hohn gegen den deutschen Bund und seine Beschlüsse, überall hörte man die dänischen Nationallieder und von manchen Häusern in den Städten und Dörfern wehten Fahnen in den dänischen Farben.

Zahlreiche Besuche fuhren im Laufe des Tages in

Hagenberg vor, die Edelente von den benachbarten Gütern, welche alle fast ohne Ausnahme einen feurigen Dänenpatriotismus zur Schau trugen, kamen einer nach dem andern, um über das wichtige Ereignis und seine möglichen Folgen die Ansicht des Barons von Blomstedt zu hören und nach dessen Haltung die ihrige zu bestimmen; denn des Barons Wort und Meinung galten in den Kreisen seiner Standesgenossen als maßgebend, weil er der reichste und mächtigste Grundbesitzer der Gegend war und außerdem durch seine Stellung zum Hof und durch die vielfachen Beziehungen, welche er auf seinen Reisen in der diplomatischen Welt der europäischen Hauptstädte angeknüpft hatte, als besonders wohl unterrichtet und kompetent in allen politischen Fragen angesehen wurde.

Der Baron erklärte allen Ratfuchenden mit seiner gewohnten kaltblütigen Ruhe und klaren Schärfe, daß der aufregende Beschluß der Bundesversammlung nach seiner Ueberzeugung eine Rechtsverletzung sei, da der deutsche Bund staatsrechtlich nur mit Holstein, niemals aber mit Schleswig zu thun habe, außerdem aber sei der Beschluß und die Androhung von der Bundesresolution eine thörichte Herausforderung, welche auf ihre Urheber ebenso demütigend zurückfallen werde, wie dies im Jahre 1848 geschehen sei. Da das Recht Dänemarks durch das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 zweifellos von der Garantie Europas festgestellt sei, so würden die Großmächte niemals eine Verletzung dieses Rechts dulden, und selbst Oesterreich und Preußen, ohne welche der deutsche Bund nur eine lächerliche Komödie sei, wären an das Londoner Protokoll gebunden und würden durch ihre europäischen Rücksichten selbst gezwungen werden, den Herrschgülden des deutschen Bundes rechtzeitig einen Rappzaum überzuwerfen, bevor dieselben zu ernsthaften Konflikten führen könnten.

Die sämtlichen Herren, welche nach Hagenberg gekommen waren, wurden durch die Aeußerungen des Barons vollständig beruhigt oder gaben sich wenigstens den Anschein, es zu sein. Man beschloß allseitig, sich in fester Loyalität um den Thron zu scharen, der ganzen Sache äußerlich so wenig Bedeutung beizulegen als möglich und sich nur zu neuen Anstrengungen zu verbinden, um von innen heraus die demokratische Herrschaft in Kopenhagen zu brechen und das alte aristokratische Regiment wieder zurückzuführen, unter welchem sich gerade der Adel der deutschen Herzogtümer so wohl befunden hatte.

Friedrich hielt sich mit ängstlichem Eifer von der Unterhaltung mit den Herren zurück, um nicht gezwungen zu werden, sich über die großen Tagesfragen, welche alle beschäftigten, auszusprechen zu müssen, und um dies auf die natürlichste und am wenigsten auffällige Weise thun zu können, widmete er seine ganze Aufmerksamkeit den Damen.

Da nun die Gräfin Stören häufig in die Gespräche der Herren hineingezogen wurde, wenn sie auch ihrerseits so viel als möglich politische Aeußerungen vermied, so kam es, daß Friedrich fast den ganzen Tag über sich mit Mathilde beschäftigte, und er that dies um so angelegentlicher, je natürlicher er seine Zurückhaltung von dem Herrrentreife erscheinen lassen wollte.

Es mußte so den Anschein gewinnen, als ob er der jungen, schönen Gräfin eifrig den Hof mache. Mathildens Laune besserte sich sichtlich, sie neckte und spottete wohl noch, aber sie war nicht mehr bitter und verletzend, und wer die beiden jungen Leute beobachtete, der konnte kaum etwas anderes glauben, als daß ihre Herzen sich ebenso zu einander gefunden hätten, wie dies bei Axel und Agnes der Fall war.

Die Gräfin, welche bei aller anscheinenden Unbefangenheit ihre Tochter und Friedrich unausgeseht beobachtete, schien dies ebenfalls zu glauben; sie lächelte zufrieden und machte in einer flüchtig dem Baron zugeflüsterten Bemerkung auch diesen auf den innigen Verkehr seines Sohnes mit Mathilde aufmerksam.

Der Baron begann darauf die beiden ebenfalls zu beobachten und schien aus seinerseits mit seinem Wahrnehmungen so zufrieden, daß ein freudiger Schimmer über sein stolzes Gesicht flog und er gelegentlich seinem Sohn einige freundliche und herzliche Worte sagte. Die Fremden aber, welche die beiden Paare ebenfalls mit der neugierigen Aufmerksamkeit verfolgten, welche in jeder Gesellschaft, noch mehr aber auf dem Lande zu Hause ist, wo es so häufig an pikanten Gesprächsstoffen fehlt, trugen fast sämtlich die Nachricht mit in das Land hinaus, daß der junge Baron Blomstedt und die Gräfin Mathilde Stören nunmehr miteinander einig seien und daß die Verlobung der Verlobung in nächster Zeit zu erwarten wäre.

Es stellte sich also im Laufe dieses bewegten Tages eine ziemlich freundliche und harmonische Stimmung her, und als der letzte Besuch am Abend wieder fortfuhr, blieb die kleine Gesellschaft der Schloßbewohner von Hagenberg freundlich und heiter beisammen, nur hielt sich der Baron von jeder Verührung politischer Fragen, welche ja während des Tages genugsam erörtert waren, zurück, ebenso wie Friedrich und Axel jede unmittelbare Unterhaltung mit den anderen vermieden, was wieder Veranlassung war, daß Agnes, welche die beiden scharf beobachtete, zuweilen eine peinliche und schmerzliche Unruhe in sich verbarg.

Nur einige Tage noch blieb die Gräfin Stören mit ihren Kindern auf Hagenberg. Axel wurde zum Dienst zurückberufen, da die Regierung in Kopenhagen, wenn sie

auch die angedrohte Bundesexekution nicht als ein besonders dringendes und gefährliches Ereignis ansah, doch mit entschlossenem Nachdruck die Wehrkraft des Landes in Bereitschaft setzen wollte.

Die Gräfin ihrerseits, so zufrieden sie auch mit ihren Beobachtungen war, hielt es dennoch für zweckmäßig, die beiden jungen Leute, welche sie, der Verabredung ihres Mannes mit dem Baron Blomstedt entsprechend, miteinander zu verbinden wünschte, eine Zeit lang von einander zu trennen; sie glaubte aus dem besonderen Eifer, mit welchem Friedrich um Mathilde beschäftigt war, schließen zu dürfen, daß aus der Erinnerung an die alten Beziehungen der Kindheit die von ihr gewünschte Neigung sich zu entwickeln beginne, und war nach ihrer Menschenkenntnis der Meinung, daß bei einer so ruhigen, träumerischen Natur, wie sie Friedrich nach ihrer Schätzung besaß, die zeitweise Trennung die Wirkung des scharfen Lustzuges haben werde, der einen glimmenden Funken zu heller Flamme aufschlagen läßt.

Am Tage vor ihrer Abreise fand sie ihre Tochter, als sie unerwartet in deren Zimmer trat, in Thränen. Obwohl sie auch als eine kluge, lebenserfahrene Frau den Thränen junger Mädchen keine große Bedeutung beilegte, so war doch der Schmerz, den sie in den Zügen ihrer Tochter las, so ernst und tief, daß sie mit natürlicher Besorgnis nach der Ursache dieser Thränen fragte.

„Ich weine nicht,“ rief Mathilde aufspringend, indem sie schnell mit der Hand über ihre Augen fuhr, „ich hatte lange auf das Meer hinausgeblüht, das hat mich geblendet.“

Die Gräfin erfaßte die Hand ihrer Tochter und sagte: „Täusche mich nicht, Du weinst, und wenn eine Frau weint, so muß sie lieben oder hassen, wenn sie nicht eine sentimentale Thörin ist, zu der Du, Gott sei Dank, keine Anlagen hast und zu der ich Dich nicht erziehen habe. Du liebst Friedrich?“

„Nein,“ unterbrach sie Mathilde heftig, „nein — nein,“ wiederholte sie, mit dem Fuß auf den Boden tretend und trotzig den Kopf aufwerfend.

„Warum willst Du mir leugnen,“ fragte die Gräfin lächelnd, „was doch meinem Blick nicht entgehen kann — warum willst Du Dich gegen eine Liebe sträuben, die doch wahrlich kein Unglück ist und da Du doch wissen kannst, daß eurer Liebe kein Hindernis im Wege steht?“

Mathilde sah sie mit großen Augen voll schmerzlicher Verwunderung an.

„Würde er mich lieben?“ fragte sie bitter und fast vorwurfsvoll, „wirst Du meiner spotten, Mama — daß Du das sagen magst? — O, das ist nicht recht von Dir!“ Und von neuem füllten sich ihre Augen mit Thränen, die sie mit trostloser Bewegung zu trocknen versuchte.

„Mein Kind,“ sagte die Gräfin freundlich, „Dein Gefühl muß sehr groß und sehr stark sein, daß Du so trübe Zweifel hegen magst. Ich habe doch gesehen, daß Friedrich sich nur mit Dir beschäftigte, daß er voller Aufmerksamkeit ist, daß er jede Gelegenheit sucht und benützt, um sich mit Dir in traulichem Gespräch zurückzuziehen.“

„Mit wem sollte er denn sonst sprechen,“ fragte Mathilde höhnisch, „da er seinem Vater aus dem Wege geht, um eine Wiederholung der Scene von neulich abends zu vermeiden, und da Axel und Agnes genug miteinander zu thun haben? Und glaubst Du, daß ich es nicht sehen oder es nicht fühlen würde, wenn er mich wirklich liebte? Nein, bei Gott, er denkt so wenig an mich als an einen Stein am Wege. Wie Du nur sagen magst, daß ich ihn liebe — o, Du weißt nicht, wie das mich ins Herz trifft — müßte ich mich nicht selbst verachten, wenn je ein solches Gefühl in meinem Herzen möglich wäre? Nein, nein, ich liebe ihn nicht, ich werde ihn niemals lieben!“

Von neuem flossen ihre Thränen, und bei der Anstrengung, sie zu unterdrücken, rang sich ein fast krampfhaftes Schluchzen aus ihrer Brust heraus.

„Kind, Kind,“ sagte die Gräfin voll mitleidiger Theilnahme, aber ohne schmerzliche Bewegung, „Du quälst Dich unnütz in Deinem Zweifel und Deinem verletzten Stolz. Friedrich ist eine wunderbare Natur wie alle Träumer, kalt von außen, aber ich glaube, um so wärmer von innen — bei solchen Naturen tritt das Wort der Liebe schwer auf die Lippen und hält sich schon zurück; je tiefer und ernster die Liebe ist, um so mehr zweifelt sie auch und bangt vor der Entscheidung, aber je mehr die Scheu und der Stolz sie zurückhalten, um so mehr erfüllt sie das ganze Wesen, um so heftiger flammst sie zur Leidenschaft auf. So ist es bei Friedrich — Menschen wie er wollen sich über jedes Gefühl klar werden, sie grübeln und zergliedern ihre Empfindungen. Sei ruhig, mein Kind,“ sagte sie, Mathildens Stirn küßend, „sei ruhig und laß Dein eigenes Herz Deinen Blick nicht verwirren und Deinen Stolz nicht beugen. Ist es denn möglich,“ fuhr sie, wohlgefällig das schöne Gesicht ihrer Tochter betrachtend, fort, „daß jemand Dich nicht lieben könnte, dem Dein Herz sich zuwendet?“

„Mein Herz ist frei,“ rief Mathilde heftig, und diesmal verschwanden aus ihren trotzig aufflammenden Augen in der That die Thränen. „Mein Herz ist frei,“ wiederholte sie; „ich bin nicht dazu gemacht, um einen Mann zu weinen.“

„Wir werden nach der Stadt zurückgehen und Axel

begleiten,“ sagte die Gräfin nach kurzem Nachdenken; „Friedrich wird aufhören, seine Empfindungen zu zergliedern, wenn Deine Abwesenheit ihn die ganze Glut und Stärke derselben fühlen läßt.“

„Ja, Mama, ja,“ rief Mathilde lebhaft, „ja, laß uns gehen, die Lust hier lastet auf mir — unwürdig und schimpflich wäre es für mich, hier zu bleiben, nachdem ich gehört, was Du mir heute gesagt.“

So wurde die Abreise beschlossen. Der Baron, mit welchem die Gräfin eine vertrauliche Unterredung hatte, machte keine Einwendung, und nur Friedrich bat mit fast ängstlichem Eifer, daß die Damen bleiben möchten. Aber trotz des lächelnden, siegesgewissen Blickes, den die Gräfin ihrer Tochter zuwarf, fanden seine Bitten bei Mathilde nur eine kalte, hochmüthig spöttische Ablehnung.

Ruhig und gleichmäßig verflossen die Tage auf Hagenberg, nachdem die Gräfin mit ihren Kindern abgereist war. Nach dem Morgenfrühstück, bei welchem der Baron häufig nicht erschien, da er es liebte, den Morgen und den Vormittag ganz ungestört der Ordnung seiner Geschäfte und seiner Korrespondenzen zu widmen, ritt Friedrich auf die Felder, in die Forsten oder nach den verschiedenen Vorwerksgütern hinaus, da er es sich zur Aufgabe gemacht hatte, nach der Vollerbung seiner Universitätsstudien die Verwaltung des großen Familienbesitzes, der ihm ja dereinst zufallen mußte, sich geläufig zu machen, denn so wenig er auch nur mit einem flüchtigen Gedanken daran dachte, seinen Vater zu beerben, so hielt er es doch für seine Pflicht, demselben, so viel er es vermochte, die Last der weitläufigen Bewirtschaftung der großen Güter zu erleichtern.

Zum Diner waren meist einige Gäste aus der Umgegend anwesend, welche dann auch den Abend über noch da blieben, so daß Friedrich selten in die Lage kam, mit seinem Vater, der auch seinen Kindern gegenüber die Schranken einer fest vorgezeichneten und genau beobachteten Etikette um sich aufrichtete, allein zu sprechen. Bei dem Besuch der Nachbarn freilich wurde dann fast immer die große Frage der deutschen Einmischung erörtert, wobei es nicht fehlte, daß man heftig auf die Annäherung des deutschen Bundes schalt und die Ohnmacht desselben mit bitterem Spott verhöhnte.

Der Baron sprach dann kalt und ruhig seine Meinung aus, ohne daß er sich zu einem heftigen Wort hinreißen ließ, und schien es nicht zu bemerken, daß sein Sohn die oft ziemlich erregte Konversation schweigend mit anhörte.

Er war gegen Friedrich gleichmäßig freundlich, lobte sogar mehrmals den Eifer, mit dem derselbe sich in die Geschäfte der Wirtschaftsverwaltung einarbeitete, und so herrschte denn in dem kleinen Kreise eine ruhige und ungetrübte Harmonie, welche um so weniger gestört wurde, als, nachdem die erste Entrüstung über den Bundesbeschluß vorübergegangen war, diese ganze Sache mehr und mehr wieder in Vergessenheit geriet und es den Anschein gewann, daß auch diesmal der deutsche Eingriff in die dänische Verwaltung der Herzogtümer, wie schon früher oft, in einen erfolglosen diplomatischen Federkrieg auslaufen werde.

Agnes war still und träumerisch und zog sich, wenn die Herren beschäftigt waren, viel in ihr Zimmer oder auf einsame Lieblingsplätze in den Park zurück; doch fiel dies nach der Abreise ihres Verlobten, mit dem sie einen regen Briefwechsel unterhielt, nicht besonders auf, und nur Friedrich, der an seiner Schwester mit zärtlicher Liebe hing, glaubte zu bemerken, daß ihr bleiches Gesicht und ihre zuweilen von feuchtem Schimmer umflossenen Augen die Spuren einer noch tieferen Sorge und Bekümmernis zeigten, als die bloße Abwesenheit Axels es zu rechtfertigen vermochte.

Es waren einige Wochen so hingegangen, da saßen eines Morgens die beiden Geschwister allein beim Frühstück zusammen. Friedrich sprach von verschiedenen Verbesserungsvorschlägen, die er auf einem entlegenen, bisher wenig einträglichen Vorwerksgut eingeleitet und mit denen er seinen Vater zu überraschen hoffte. Er schien heiter und glücklich, wie ihn denn überhaupt diese ihm neue praktische und täglich sichtbaren Erfolge bringende Thätigkeit ganz besonders anregte und befriedigte.

Agnes saß gedankenvoll neben ihm und schien kaum auf seine Worte zu hören, obgleich sie sonst an allem teilnahm, was ihn betrafte.

Als die Lakaien sich zurückgezogen hatten, beugte sie sich zu ihm herüber, ergriff seine Hand und sagte, indem sie mit thränenden Augen zu ihm aufsaß:

„Ich habe eine Bitte, Friedrich, eine recht herzliche Bitte — Du mußt sie mir erfüllen, damit ich wieder ruhig werde und frei von der Angst und Sorge, die mich verzehrt.“

Verwundert sah Friedrich in ihr bewegtes Gesicht und sagte halb lächelnd, halb besorgt:

„Du weißt ja, mein Schwesterchen, daß ich schon als Knabe immer bereit war, Dir zu gehorchen und alle Deine Wünsche zu erfüllen, also sprich, was ist es Großes und Wichtiges, das Du von mir verlangst?“

Agnes schwieg noch einen Augenblick — schwer atmend schienen sie Worte zu suchen; dann sprach sie erröthend und häufig stöckend:

„Du erinnerst Dich jenes Tages, als wir nach Glücks-

burg geritten waren und bei jener geheimnißvollen Frau in dem einsamen Hause am Waldrande Obdach suchten gegen das Unwetter?“

„Ja,“ sagte Friedrich lachend, „wohl weiß ich, wie ihr damals beide, Du und Mathilde, ganz ernst und sorgenvoll aus dem Zimmer der schwarzen Frau zurückkamt, als ob sie wunder welch ein Unglück euch verkündet hätte.“

„Und wenn sie das gethan hätte?“ sagte Agnes, indem ihre Hand in der ihres Bruders zitterte, „wenn ich mich nicht loszureißen vermöchte von der finsternen Erinnerung an jene Stunde?“

„Dann,“ sagte Friedrich ernst und streng, „würde ich von dem gesunden Verstande meiner guten Schwester vielleicht eine weniger hohe Meinung haben müssen wie bisher — die Fremde dort war keine Schwindlerin, das sah man ihr wohl an, keine gewerbmäßige Wahrsagerin, und wenn sie euch prophezeit hat, was euch erschüttern könnte, so hat sie sich nur für die Gerüchte gerächt, die über sie verbreitet sind und dabei wohl selbst kaum geglaubt, daß das einen so gar ernsten Eindruck auf euch machen werde.“

„Gleichviel, gleichviel,“ sagte Agnes lebhaft; „es hat dennoch einen Eindruck auf mich gemacht, und wenn ich diesen Eindruck los sein will, so muß ich noch einmal jene Frau sprechen! — Wäre es nicht dennoch möglich, daß es Menschen gäbe, welche die Gabe empfangen hätten, in die Zukunft zu blicken? — Sie soll mir sagen, ob sie diese Gabe besitzt — sie soll es mir beweisen oder sie soll mir gestehen, daß sie mich nur hat erschüttert, nur meiner Leichtgläubigkeit hat spotten wollen. O, ich beschwöre Dich, Friedrich, wenn Dir meine Ruhe lieb ist, laß uns noch einmal dorthin gehen, mich noch einmal mit jener Frau sprechen. Begleite mich dorthin — niemand wird etwas davon merken — wir sind ja öfter schon allein ausgeritten, ohne den Reitknecht mitzunehmen — begleite mich dorthin, damit ich meine Ruhe wiederfinde.“

Friedrich war aufgestanden und ging in ernstem Nachdenken auf und nieder.

„In der That,“ sagte er, „wenn jene Frau die Absicht hatte, euch zu verspotten, so hat sie ihren Zweck erreicht und sie wird höhnlachen, wenn sie ihren Erfolg sieht. Was hat sie Dir denn so Hochgefährliches gesagt?“

„Frage mich nicht,“ rief Agnes schauernd, „frage mich nicht — aber wenn Du mich liebst, so begleite mich dorthin — man sagt ja, daß ein Gespenst, das uns begegnet, seinen Schrecken verliert, wenn man ihm näher tritt — so laß mich auch diesem Gespenst näher treten, das mich seit jenem Tage mit seinem Schrecken verfolgt.“

„Ich sollte es nicht thun,“ sagte Friedrich; „ihr Frauen seid ja wunderbare Wesen und müßt wohl anders behandelt werden als wir. Immerhin ist es gut, daß Du mir Deine Thorheit — verzeih mir dies Wort — vertraut hast — so mag es denn drum sein; ich will gleich heute nachmittags mit Dir zu dem einsamen Hause hinreiten und hoffe, daß jene Frau selbst ehrlich genug sein wird, Dir Deinen Wahn zu benehmen. Vor allen Dingen aber laß den Vater nichts davon merken — Du weißt, wie streng er über solche Dinge denkt und wie sein Zorn ausfallen würde, wenn er erfähre, daß das Fräulein von Blomstedt durch die Wahrsagung einer Unbekannten sich beunruhigen ließ.“

Agnes dankte ihm herzlich. Bei dem Diner war sie heiterer und lebhafter als sonst, wenn auch Friedrich bemerkte, daß eine gewisse fieberhafte Unruhe in ihren Blicken und ihren Mienen sichtbar wurde, und sobald der Baron sich zurückgezogen hatte, stiegen die beiden Geschwister zu Pferde und ritten ohne Begleitung durch den Wald auf der Straße nach Glücksburg fort.

(Fortsetzung folgt.)

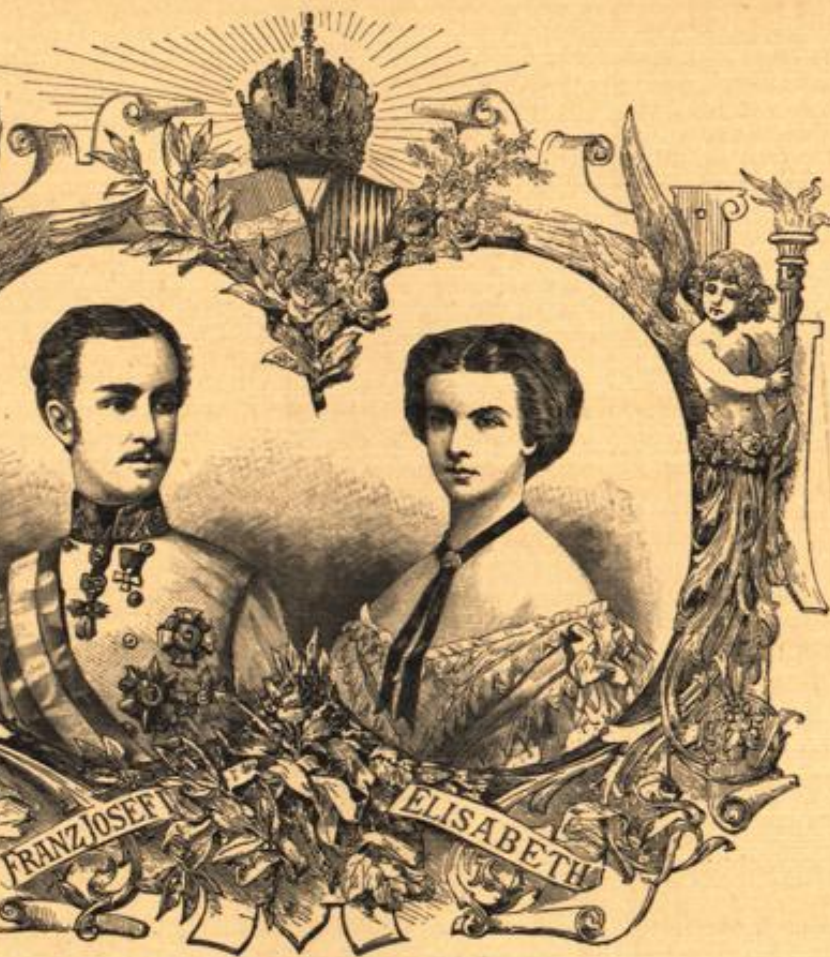
Das vierzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich.

(Porträt u. Bild S. 236.)

Seit Monaten durchströmt die große Völkerrfamilie der habsburg-österreichischen Monarchie eine mächtige, begeisterte Bewegung, welche dem auf den 2. Dezember 1888 fallenden vierzigsten Jahrestage des Regierungsantrittes ihres erlauchten Oberhauptes, Kaiser Franz Josef I., gilt. Alle Parteien, alle Schichten und Stände der Bevölkerung vereinigen sich, um dem geliebten Herrscher, der in freudigen und trübigen Tagen treu zu seinen Unterthanen gestanden hat, ihre Huldigung darzubringen und ihre in so vielen schweren Zeiten erprobte Liebe und Anhänglichkeit von neuem auch bei diesem frohen festlichen Ereignis zu bekunden. Im Anschluß an diesen Gedenktag sei es uns gestattet, einen kurzen Ueberblick über das Leben und die Thaten des Kaisers zu werfen.

Am 18. August 1830 erblickte Kaiser Franz Josef I. im kaiserschlösschen Schönbrunn als das erstgeborene Kind des Erzherzogs Franz Karl, des jüngeren Sohnes des Kaisers Franz, und der Erzherzogin Sophie, der Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, das Licht der Welt. Freudig begrüßte der hochbetagte Kaiser Franz die Geburt des Prinzen und mit ihm jubelte ganz Oesterreich dem jüngsten Sproß des habsburgischen Stammes zu. Seine schöne und anmutige Mutter, die sich durch ungewöhnlichen Geist und hohe Bildung auszeichnete, wachte mit der liebevollen Sorgfalt einer guten deutschen Hausfrau über der ersten körperlichen Entwicklung des Kindes. Nachdem der Prinz das

fünfte Lebensjahr erreicht hatte, wurde die oberste Leitung der Erziehung und des Unterrichts des kleinen „Franzi“, wie er im Schoße der kaiserlichen Familie genannt wurde, sowie seiner übrigen Geschwister, wahrscheinlich auf Vorschlag des Staatskanzlers Fürsten Metternich, dem Grafen Heinrich Bombelles, österreichischen Gesandten am Turiner Hofe, anvertraut, einem durch seinen Charakter, seine Bildung, seine Erfahrungen und seine feinen Umgangsformen ausgezeichneten Mann, der zwar einer französischen Emigrantenfamilie angehörte, mit seinem Uebertreten in österreichische Staatsdienste aber sich deutsche Deut- und Fühlweise angeeignet hatte. Fast zu gleicher Zeit wurde zum speziellen Erzieher des Erzherzogs Franz Josef der Hauptmann Graf Johann Coromini, Vater des gegenwärtigen Reichsratsabgeordneten und Bürgermeister der Stadt Görz, gewählt, gleichfalls ein Mann von ausgezeichnetem Geistes- und Charaktereigenschaften, reichem Wissen und hohem, ritterlichem Sinn. Unter ihrer Oberleitung nahmen noch eine Menge hervorragender Männer an der Ausbildung des jungen Prinzen teil, dessen rasche Auffassung, scharfer Verstand und andauernder Fleiß ihnen ihre verantwortliche Aufgabe wesentlich erleichterte. Bis zum Jahre 1847 lebte Franz Josef ausschließlich im Kreise seiner Familie. Seine Studien wurden nur mehrmals durch instruktive Reisen in verschiedene Teile der Monarchie unterbrochen, an welchen auch seine Brüder teilnahmen. Allen Vorgängen des öffentlichen Lebens stand er fern. Erst in diesem Jahre weichte ihn der greise Staatskanzler Fürst Metternich in die Staatsgeschäfte, besonders in jene der äußeren Politik ein. Bald darauf trat der junge Prinz auch zum erstenmale in die Öffent-



Jugendporträts des österreichischen Kaiserpaars. 1854.

lichkeit. Er wurde vom Kaiser nach Pest entsendet, damit er dort als dessen Stellvertreter die feierliche Inthronisation seines Vaters, des Erzherzogs Stephan, vornehme. In den nun fol-

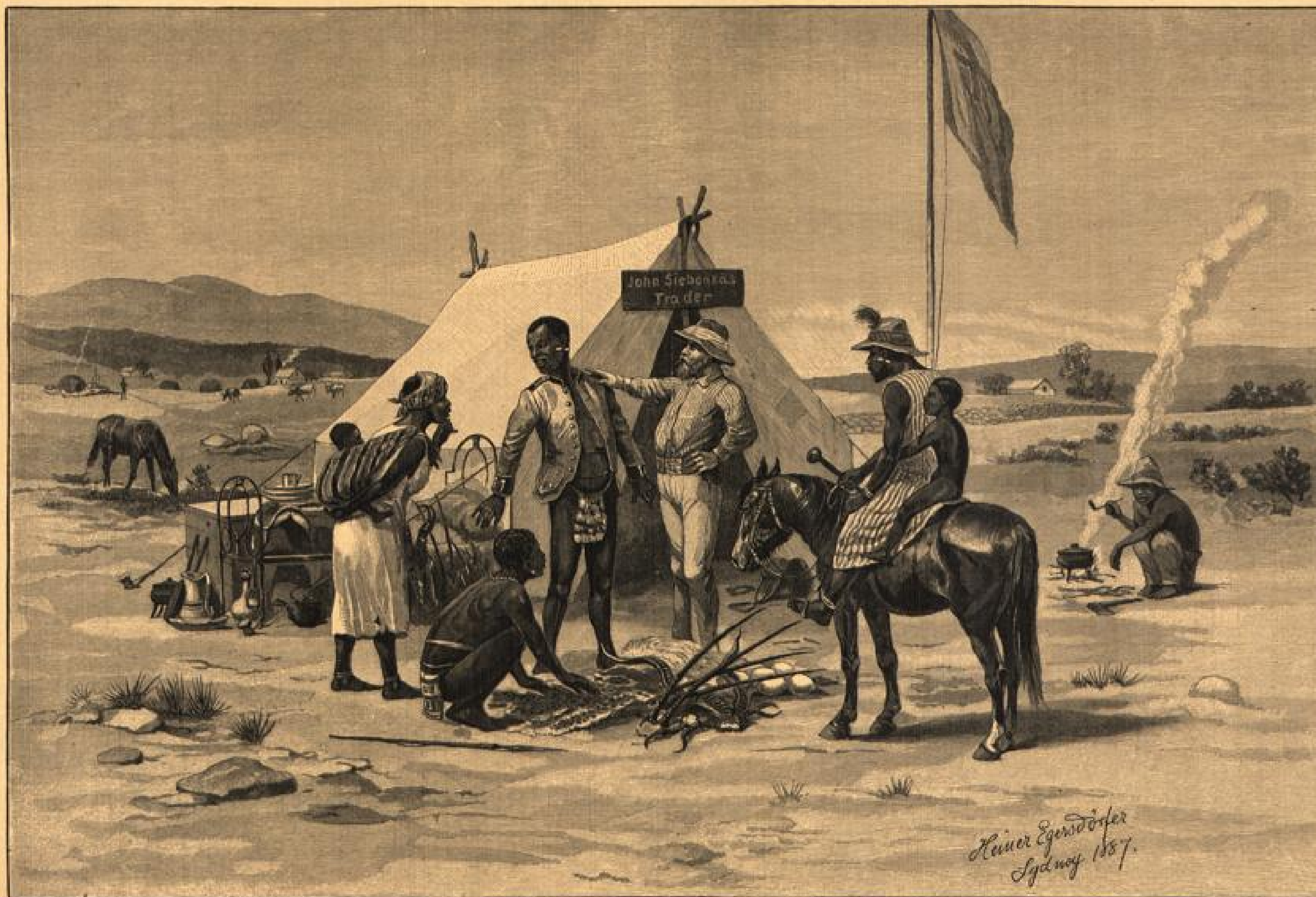
des Erzherzog Franz Josef, niederlegte, nachdem dessen Vater, Erzherzog Franz Karl, erklärt hatte, auf das ihm nach den Haus- und Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten

genden schweren Zeiten finden wir den Prinzen zunächst bei der Armee Nadezhys in Italien, wo er auch bei Santa Lucia die Feuerläufe erhielt. Doch lehrte er auf Bitten seiner Eltern bald in die Heimat zurück, zunächst nach Innsbruck und dann mit dem Kaiser nach Wien. Doch bald mußte der Hof von neuem die Hauptstadt verlassen und sich nach Olmütz zurückziehen. Schwere Tage waren über das Reich hereingebrochen, der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie schien ernstlich bedroht, denn überall garte es. Nach der Niederwerfung des Aufstandes in Wien brach in Ungarn die Revolution los. Nur die Siege Nadezhys in Italien warfen einiges Licht in die trüben Zustände und ermutigten zu kräftigem Handeln. Kaiser Ferdinand I. hatte im Gefühle seiner geschwächten Gesundheit und der Unzulänglichkeit seiner Willenskraft schon kurz nach den Märztagen beabsichtigt, dem Throne zu entsagen. Damals hatte jedoch der einflussreichste Ratgeber der kaiserlichen Familie, Fürst Windischgrätz, entschieden widerstanden, von der Anschauung geleitet, daß erst nach einer entscheidenden Wendung in der inneren und äußeren Lage ein Thronwechsel eintreten dürfte. Jetzt sollte an die Verwirklichung dieses Vorhabens geschritten werden. Nur ganz wenige Personen waren eingeweiht, als Kaiser Ferdinand I. vor einer in den Sälen der fürstbischöflichen Residenz zu Olmütz zusammenberufenen Versammlung der am kaiserlichen Hoflager anwesenden Hof- und Staatswürdenträger am 2. Dezember 1848 die Kaiserkrone zu Gunsten seines Neffen,



Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef, Olmütz 2. Dezember 1848.

Zum Jubiläum des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich.



Heiner Egerdörfer
Sydney 1887.

Eine Handelsstation im Palutoland. Originalzeichnung von Heiner Egerdörfer. (S. 238.)

keines Sohnes unwillkürlich zu verzichten. Die Sympathien des österreichischen Volkes kamen dem jugendlichen Monarchen, der in einem so kritischen Zeitpunkt die Zügel der Regierung ergriff, entgegen und es war mit dem neuen Herrscher ein neuer Geist in das Ganze gekommen. Die ungarische Revolution wurde binnen kurzem niedergeworfen und ein achtjähriger siegreicher Feldzug beendigte den von neuem in Italien entbrannten Krieg. Auch im Innern folgten rasch neue Gestaltungen. Am 4. März 1859 wurde der Kremsierer Reichstag aufgelöst und an demselben Tage eine oftprobierte Gesamtverfassung für alle unter dem Scepter des Hauses Habsburg-Lothringen vereinigten Länder verkündet, welche, auf freisinnigen Grundlagen sich aufbauend, alle Garantien des modernen konstitutionellen Lebens enthielt. Wenige Wochen darauf, am 5. März 1849, verlegte der Kaiser seine Residenz von Olmütz nach dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn, beziehungsweise nach Wien. Es würde hier zu weit führen, näher auf die verschiedenen Verfassungsänderungen in Österreich selbst einzugehen. Die Hauptsache ist, mit einigen kurzen Worten das Verhältnis zu beleuchten, in dem Österreich damals zu den übrigen deutschen Staaten stand. Während Preußen sich an die Spitze der Bewegung zur Bildung eines deutschen Bundesstaates gestellt hatte, sprach sich Österreich, unterstützt von der Mehrzahl der süddeutschen Staaten, für die Wiederherstellung des alten Frankfurter Bundestages aus. Preußen gab nach und machte durch Anerkennung und Beschickung desselben weiteren Verfassungskämpfen ein Ende. Die nächsten Jahre vergingen verhältnismäßig ruhig. Am 24. März 1854 vermählte sich Kaiser Franz Josef I. mit Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Max in Bayern. Mitten in die Vorbereitungen zu dieser Hochzeit fiel der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und den Westmächten, welchem schon 1853 der Krieg Rußlands mit der Türkei vorausgegangen war. Österreich verhielt sich im ganzen neutral, es stellte nur an der Süd- und Nordostgrenze seines Reiches Beobachtungscorps auf und trat dem Bunde der Westmächte zur Erhaltung der Türkei bei, vermied jedoch direkte Feindseligkeiten, da der Zar ihm hilfreich bei der Bekämpfung der ungarischen Revolution zur Seite gestanden hatte. Dagegen geriet Österreich von neuem 1859 mit Italien in Kampf. Napoleon III. hatte dem Könige von Sardinien das Versprechen gegeben, die italienischen Einheitsbestrebungen zu fördern, und so kam es zu dem unglücklichen Kriege mit Sardinien und Frankreich, der Österreichs Stellung und Einfluß in Italien für immer vernichtete. Der schlimme Ausgang dieses Krieges blieb nicht ohne durchgreifende Folgen für die innere Politik der Monarchie. Verschiedene reaktionäre Maßregeln der Regierung, wie die Aufhebung der Verfassung und das mit Rom 1855 abgeschlossene Concordat hatten die Gemüter heftig erregt. Dazu kam noch die immer mehr wachsende Verschlechterung der Finanzlage. Auch der Kaiser hatte, tief erschüttert durch den Krieg, den Glauben und das Vertrauen auf die Wirkungen des bisherigen Regierungssystems und auf das Geschick seiner Staatsmänner und Generale verloren, und er kam zu der Ueberzeugung, daß eine umfassende Aenderung eintreten müsse. So erschien denn am 20. Oktober 1860 ein neues Staatsgrundgesetz, welches den Ungarn die Wiederherstellung ihrer Verfassung, insoweit diese mit der Einheit des Reiches vereinbar war, den übrigen Kronländern händliche Verfassungen und für die gemeinsamen Angelegenheiten die Verfassung eines Reichsrates in Aussicht stellte, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte. Da aber dieses Oktoberdiplom die erhoffte Wirkung nicht hatte, verließ der Kaiser am 26. Februar 1862 innerhalb des Rahmens dieses Diploms seinen Völkern eine auf liberalen Grundätzen ruhende Reichsverfassung. Nirgends rief diese Aenderung in der inneren Politik größeren Jubel hervor als bei den Deutsch-Österreichern, namentlich in der Reichshauptstadt. Nicht zufrieden waren dagegen die Ungarn, Kroaten und Czechen, welche in scharfer Opposition gegen die Neugestaltung traten. Bevor jedoch diese Frage endgültig gelöst wurde, traten von außen wichtige Angelegenheiten an das Reich heran. Nachdem auf der glänzenden Fürsterversammlung zu Frankfurt a. M. 1863 die von Österreich ins Leben gerufene Idee einer Reform des Deutschen Bundes an dem Widerstande Preußens gescheitert war, trat eine Spannung zwischen den beiden Mächten ein. Trotzdem kämpften noch 1864 österreichische und preussische Truppen gemeinsam zu Land und Wasser gegen Dänemark, und erst die Konflikte um den Besitz der beiden Elbherzogtümer führten zu einem offenen Kampfe, dem Krieg von 1866, in dem Österreich unterlag. Zu gleicher Zeit war es auch noch auf einem zweiten Kriegsschauplatz beschäftigt, in Italien. Aber die dort erfochtenen Siege brachten ihm keinen Gewinn. Im Prager Frieden nutzte Österreich für immer aus dem politischen Verband mit Deutschland scheiden und Venetien an Italien abtreten. Durch diese schweren Schicksalsschläge war der Kaiser tief niedergebogen. Er ließ es sich jetzt zunächst angelegen sein, die Verhältnisse im Innern seines Landes zu ordnen. Vor allem kam es zu einem Ausgleich mit Ungarn, durch den zwei vollständig getrennte Staatsgebiete, welche einem gemeinsamen Monarchen und zwei aus den Vertretungen beider Reichshälften gewählte Delegationen zur Beratung und Beschlussfassung der denselben gemeinsamen Angelegenheiten besaßen. Am 8. Juni 1867 fand in Pest die feierliche Krönung des Kaisers Franz Josef I. zum Könige von Ungarn in Gegenwart von Deputationen des Reichsrates und des Wiener Gemeinderates statt. Der aus dem sächsischen Staatsdienst in den österreichischen übergetretene Freiherr von Beust wurde zum Reichsfürst ernannt. Diese neue Lage der Dinge ist vor allem Ungarn von großem Nutzen gewesen, denn seitdem die Ungarn in den Besitz ihrer nationalen Selbstständigkeit gelangt sind, machen sie auf allen Gebieten die außerordentlichsten Fortschritte. Nicht so glänzend stand es mit der andern Reichshälfte. Angeporrt von den Erfolgen der Ungarn erhoben sich nun auch die anderen Völkerschaften und verlangten für sich größere Selbstständigkeit, allen voran und am lautesten die Czechen, welche dem liberalen „Bürgerministerium“ überall Schwierigkeiten zu bereiten suchten. Infolge dessen sah sich dasselbe auch 1870 genötigt, zurückzutreten. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen berief der Kaiser endlich ein verfassungstreues Ministerium unter dem Fürsten Adolf Auersperg. Dasselbe blieb bis 1878 im Amte. Die nach dem russisch-türkischen Kriege auf Grundlage eines Mandates des Berliner Kongresses vorgenommene Occupation Bosniens ließ im Reichsrate auf heftigen Widerspruch und führte zum Sturze des Ministeriums, nachdem

es zum Bruche mit der Linken und zur Zerlegung der Verfassungspartei gekommen war. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, eine parlamentarische Regierung zu bilden, betraute der Kaiser im August 1879 den Grafen Taaffe mit der Zusammenziehung eines neuen Ministeriums. Ihm, der noch immer als der leitende Staatsmann an der Spitze der Verwaltung steht, ist es gelungen, ein österreichisches Volksparlament zu Stande zu bringen, dadurch, daß er allen Parteien nationale Gleichberechtigung in Aussicht stellte. Deshalb bildete er auch zunächst ein Koalitionsministerium, indem er auf das Zustandekommen einer Mittelpartei hoffte. Doch darin täuschte er sich und sah sich immer mehr auf die Unterstützung der Rechten angewiesen, der auch fünf Mitglieder seines jetzigen Ministeriums angehören.

Es erübrigt noch, einige Worte über das Familienleben des Kaisers zu sagen. Aus seiner Ehe mit Elisabeth, der schönen Tochter des vor kurzem verstorbenen Herzogs Max in Bayern, entstammen drei Kinder: Erzherzogin Gisela, geboren am 12. Juli 1856 und vermählt mit dem Prinzen Leopold von Bayern; Kronprinz Erzherzog Rudolf, geboren am 21. August 1858 und vermählt mit der Erzherzogin Stephanie, Tochter des Königs der Belgier, Leopold II., und Erzherzogin Valerie, geboren am 22. April 1868. Während das kronprinzliche Paar nur eine Tochter hat, die am 2. September 1883 geborene Erzherzogin Elisabeth, umspielen vier liebevolle Enkel, die Kinder des bayerischen Prinzenpaares, die Großkinder. Und wie der Kaiser Franz Josef I. von seinen Kindern und Kindeskindern geliebt wird, so verehren ihn seine dankbaren Unterthanen, so achten ihn die anderen Fürsten und Völker. Erst kürzlich hat dies wieder der Besuch des deutschen Kaisers bewiesen, der zugleich eine erneute Gewähr für den Weltfrieden ist. Das große Bündnis, welches Kaiser Franz Josef I. gerade mit den Fürsten der beiden Länder, die ihm einst trübe Zeiten bereitet, mit Deutschland und Italien, geschlossen hat, wird auch seinen Unterthanen zum Glücke gereichen. Wenn die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie daher vertrauensvoll in die Zukunft blicken können, so verdanken sie dies zumeist ihrem umsichtigen und vorzorglichen Kaiser Franz Josef I.

Weihnachten im hohen Norden Rußlands.

(Bild S. 237.)

Der äußerste Norden Sibiriens ist ein unwirtliches Land und kann als die Zone des Eises bezeichnet werden. Die Küste, die unser Bild darstellt, ist diejenige der Insel Nowaja Semlja oder Waigatsch. An der äußeren Spitze der Insel geht zur Sommerzeit die Sonne drei Monate lang nicht unter, dann kommen Jäger und Fischer aus dem Gouvernement Archangelst hin, gewöhnlich aber haust dort nur der Stamm der Samojeden. Es ist dies ein eigenes Volk, das zum ural-altaischen Stamme gehört; es lebt fast unberührt von den Einflüssen der russischen Zivilisation, seinen alten heidnischen Gebräuchen getreu, und ernährt sich hauptsächlich durch Fischfang und Rentierjagd. Im Winter kommen einzelne Samojedenfamilien längs den hartgefrorenen Flüssen selbst bis nach Petersburg gezogen. Auf der Rewa und den zahlreichen Kanälen, die die Stadt durchschneiden, schlagen sie ihre Zelte aus Rentierfellen auf und bleiben monatelang die willkommenen Gäste der Residenzbewohner. Namentlich die liebe Schuljugend ergötzt sich daran, auf den von Rentieren gezogenen Schlitten spazieren zu fahren und die Samojeden selber, mit würdevoller Miene um das Reissfeuer in ihren Zelten lauernd, mit großem Behagen rohe Fische verschlingen zu sehen. Sobald das Frühjahr herannahet, ziehen sie wieder in ihre Heimat. Der Hauptstich ihres Volkes liegt zwischen den Flüssen Ob und Jenissei. Nowaja Semlja aber wird selbst von den Samojeden wegen des äußerst kalten Klimas und der absoluten Unfruchtbarkeit des Landes nur ungern zum Aufenthaltsort gewählt. Walrosse, Seehunde, Fische, Eisbären, Polarfüchse und eine besondere Art von Erdmäusen, welche den Polarfüchsen als Nahrung dienen, sind die einzigen lebenden Wesen, die man hier das ganze Jahr antrifft. Trotzdem beherbergen diese öden, einkamen Küstenstriche nicht selten einige unglückliche, durch Schicksalsschläge hieher verschlagene Menschen, die sich wohl oder übel begnügen müssen mit dem, was ihnen die Polarregionen bieten. Oft sind es Flüchtlinge aus Sibirien. Bekanntlich verurteilt die russische Regierung die vom Tode freigesprochenen Verbrecher und namentlich auch sämtliche politisch verdächtige Persönlichkeiten zur Zwangsarbeit nach Sibirien. Da ist denn oft eine bunte und sehr gemischte Gesellschaft verammelt. Fedor Dostojewsky, der nächste Turgenjew und Tolstoi der bedeutendste russische Romanhistoriker ist, verbrachte dort zehn Jahre in der Verbannung. Er hat in den „Memoiren aus dem toten Hause“ die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt und namentlich nachgewiesen, wie der in dem russischen Volke so überaus lebendige Glaube an das Christentum die armen, geknechteten Kreaturen selbst in der sibirischen Verbannung nicht verläßt und noch das einzige ist, was sie aufrecht erhält und auf eine endliche Erlösung hoffen läßt. Manchen gelingt es, der strengen Haft zu entfliehen, manche auch erhalten von der Regierung die Erlaubnis, sich irgendwo hoch im Norden an den äußersten Grenzen des Landes, den rauhen Küstenstrichen, anzusiedeln und dort ein Dasein zu führen, das ihnen nach der jahrelangen Zwangsarbeit noch als eine erträgliche und wünschenswerte Existenz erscheinen mag. Solcher Art Leute sind es, die unser Bild uns vorführt. Es ist heiliger Abend, in der ganzen weiten Christenwelt herrscht Freude und Glück. Die Glocken läuten und von tausenden und aber tausenden von Stimmen erschallt es jubelnd: „Der Heiland ist geboren!“ Und hoch im Norden, an der Küste von Nowaja Semlja, steht eine halb verfallene Hütte. Fischer oder Jäger mögen sie im Sommer aufgerichtet haben. Rings umher flarrt alles von ungeheuren Schnee- und Eismassen. Es ist totenstill. Da erklingt hell und freundlich ein Glöcklein — es schallt weit ins Land hinaus. Die einsame Hütte ist zu Ehren des heutigen Tages in eine Kapelle umgewandelt. Selbst hier im hohen Norden ist er lebendig, der Geist des Christentums. Der Glöcklein klingt so feierlich, so traut und heimlich, das verstörteste Herz wird weich. Die von harten Schicksalsschlägen getroffenen Männer, die einen schweren, verzweiferten Kampf ums Dasein

zu führen haben, kommen langsam und mühsam herbeigekrochen durch den tiefen Schnee. Die Lichter der Hütte blinken freundlich aus der Ferne, durch die sternhelle Nacht erglänzt das hohe weiße Kreuz. Bald hat sich die kleine Gemeinde versammelt und verrichtet voll inbrünstiger Andacht ihr heiliges Gebet am Weihnachtabend. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!“

Gd. C.

Tauschhandel mit Kaffern.

(Bild S. 237.)

Im Basutoland (Südafrika) sah ich häufig derartige Handelsstationen, wie die hier von mir an Ort und Stelle abenterte. Das Etablissement war ein Zelt, umgeben von Bratpfannen, Geschirren, Kochesseln, eisernen Bettstellen, Antilopenhörnern, alten Möbeln, Sätteln und vielen ähnlichen Dingen, bei welchen stets ein Pferd weidete. Am Zeltdach über dem Eingang hing die Firmentafel, die der Eigentümer jedenfalls sich selbst gemalt, darüber glückverheißend ein Hufeisen und über dem Ganzen wehte schwebend die englische Flagge. Der Besitzer war, wie der Name mich schon vermuten ließ, ein Deutscher, ein Bayer, und erzählte mir, daß er ursprünglich Kupferschmied gewesen, und als die Engländer Rekruten für den Krimkrieg anwarben, war er von Hamburg aus in die englisch-deutsche Legion als Hufar eingetreten. Als der Krieg vorüber war, wurde diesen Leuten Land in Südafrika angewiesen; er dachte sich, er verstände nichts von Landwirtschaft und ging anderen Geschäften nach. Er erzählte, wie er ein wohlhabender Mann wurde und wie er schon daran dachte, nach Deutschland zurückzukehren und von seinem Geld zu leben; da verlor er alles wieder durch Spekulieren in den Kimberley-Diamantfeldern. Er meinte, er verstände die Kaffersprache und Holländisch und Englisch, und da würde er gut mit den Leuten hier fertig. — Der Handel geht hier sehr naturwüchsig zu: die Kaffern bringen Straußeneier, Antilopenhörner, Felle, und die Händler geben ihnen als Tausch Äpfel, Sättel, Feuerwaffen, Geschirre u. s. w. Natürlich kauft auch die europäische Bevölkerung von den Händlern meist auf ähnliche Weise. Der Alte schien kein Geschäft zu verstehen; als ich bei ihm war, hing er einem Basuto einen englischen Soldatenrock an, nannte dessen Frau Lady und fragte sie, ob sie je einen solchen feinen Gentleman gesehen, als ihr Gemahl jetzt in diesem wunderschönen Rock sich darstelle.

Diese deutschen Legionensoldaten siedelten sich in Britisch-Kafferland an. Ring Williamstown ist der bedeutendste Platz; dann möge noch eine Stadt mit deutschem Namen, wie Stutterheim, nach einem Oberst Stutterheim, hier genannt werden. Ein Oberst Schermbruder (Bayer), auch von der Legion, ist Kommissär für die Kronländer und in ganz Südafrika sehr populär und allgemein geachtet. Das Land, welches die deutschen Legionäre und ihre Nachkommen bewohnen, ist das best kultivierte und wohlhabendste in Südafrika.

Die Basutokaffern sind in Südafrika ziemlich angesehen, man sagt von ihnen, sie seien bessere Bauern als die Boers. Sie bauen besonders Mais und züchten Vieh und Ponies. Basutoponies kennt man in Südafrika überall.

Egerländer.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

Eine Antwort des „kleinen Abbe“.

Nach dem Siege bei Hochstädt, den Prinz Eugen mit seinem Verbündeten Marlborough über die Armeen Ludwigs XIV. errungen hatte, sagte die reizende Gräfin Althan, die im österreichischen Lager anwesend war, zu dem Prinzen:

„Wie ist es nur möglich, Prinz, daß man nach so vielen glorieux Siegen noch nach neuen Vorbeeren greifen kann?“

„Ach, Madame,“ erwiderte der Feldherr, „wie ist es möglich, noch Rot aufzulegen, wenn man ohnedies so schön ist!“

Bei dreißig Grad im Schatten.

Er: „Bitte, bitte, entziehen Sie mir Ihre schöne Hand nicht — Ihre Nähe ist ein wahres Labial für mich!“

Sie: „Lassen Sie mich, mein Herr — ich muß ernstlich bitten —“

Er: „Nicht doch, liebes Fräulein! Bitte, bleiben Sie — Ihre Kühlung gegen mich ist wahrhaft erfrischend!“

Beischeiden.

Alter Trinker: „Herr Doktor, ich fühle mich bedeutend besser, nun bitt' ich Sie um alles in der Welt, erlauben Sie mir endlich eine Flasche Wein!“

„Nein, nein, das geht auf keinen Fall!“

„Ach, dann zeigen Sie mir wenigstens 'mal 'n Pfropfenzicher!“

Bekräftigt.

Pfarrer: „Ihr, Sebastian Köhrmojer, wenn Ihr die hier anwesende, ehriame Jungfrau Rosalie Prämhaller zu Eurem Eheeweib nehmen und ihr treu sein wollt, bis Euch der Tod scheidet, so sprech ein lautes, vernünftiges Ja!“

Sebastian Köhrmojer: „Sei wohl!“

Justiz der Seele.

Roman

von

Anton Freiherr von Perfall.

(Schluß.)



Der Richter seufzte tief auf, dann weinte er, seine Thränen brannten wie Feuer in Vladimirs Brust. „Kennst du Glenor?“ fuhr er dann plötzlich wieder auf.

„Gewiß kenn' ich sie,“ schnurrte das Rad.

„Run, so verstumme, du häßliches Ding, — sie, die am meisten gelitten, die alles verloren, der der Verdacht am nächsten läge, sie spricht ihn frei, erklärt ihn für unschuldig.“

Er sprach es frohlockend, siegesbewußt.

„Glenor! Hahaha! Das verliebte Ding! Das ist ein Beweis? Wen spricht Liebe nicht frei mit dem geblendeten Blick? Glenor! Das gute Kind kennt noch nicht die Abgründe des Menschenherzens und sucht arglos Blumen an ihrem Rand.“

„Und was sagst Du zu Mona?“ fuhr der Richter unermüdlich fort, sie ist auch alt, welterfahren.“

„Und Slavik und seine Amme,“ setzte spöttisch das Rad hinzu.

„Und doch ist alles kein Beweis,“ fuhr er zornig auf.

„Und was wäre dann Beweis?“

„Ich müßte zuerst den Thatbestand aufnehmen, mich an Ort und Stelle ganz versenken in seine Lage, mit all ihren aufsteigenden Gedanken, mit all ihren Möglichkeiten; er kann ja ein Verbrechen gesonnen und der Zufall kann es vollführt haben. Ich müßte den Augenblick noch einmal festhalten können, diesen undenklichen Augenblick des Gedankens und der Ausführung.“

„Thu's! Thu's!“ klang es spöttisch, „und wenn er schuldig?“

„So lautet das Urtheil — Tod!“ klang es fest.

„Nach der Hochzeit aber — sonst wäre es zu grausam — durch eine Kugellugel!“

„O Frevel — nach der Hochzeit? Mörder und Räuber!“

„Dann verdient er den Strick, keine ehrliche Kugel!“

Die Stimme klang voll Entrüstung.

„Vor der Hochzeit!“ stöhnte mitleidig das Rad. „Und wer vollzieht das Urtheil?“

„Ich!“ Es war jetzt eine Donnerstimme. Vladimир fuhr entsetzt vor ihr auf, sie drohte ihm die Brust zu sprengen. Jetzt heulte das Rad.

Er wollte sein Mitleid nicht, er rannte hinaus, sprengte die Mühlenpforte mit Hornes Kraft und machte es mit einem Ruck des Hebels still stehen. Um so lauter vernahm er das Echo des furchtbaren „Ich!“, das jeder Stamm des Waldes wiederzugeben schien ringsumher.

Er kehrte nicht in das Zelt zurück, er fürchtete sich davor, er ging durch das Lager, musterte die Posten, fragte, ob seine Rundschaffter noch nicht zurückgekehrt, die er ausgesandt, um das Nahen des Feindes zu melden.

Wenn sie jetzt kämen, mitten in der Nacht, — mit offener Brust wollte er sich ihnen entgegenwerfen! Jetzt verdiente er noch eine reinliche Kugel, und dann wäre dem guten Richter, der ihn so wacker verteidigte, die Exekution erspart.

Die Rundschaffter waren zurückgekehrt, sie hatten keinen Feind gesehen, er war wohl noch weit entfernt, hatte vielleicht eine andere Richtung eingeschlagen. Er könnte vielleicht Wochen, Monate, vielleicht ein Leben lang sein holdes Glück genießen — und der Richter da drinnen — warum rief er schon wieder sein schauerliches „O Frevel!“, wenn er nur daran dachte. Er sagte ja selbst, daß alles das kein Beweis sei. Er müßte zuerst den Thatbestand aufnehmen — wenn er dann Ruhe gäbe — auch er — der letzte — höchste ihn frei spräche — dann — dann — Marciana, will ich dir ein Glück bereiten, das du nie geahnt. Habe ich einen Grund, den Thatbestand zu scheuen? Habe ich mir nicht unzähligemale alles zurückgerufen, wie es gewesen, und doch keine klare Schuld finden können. Wenn's nur das ist!

Er hatte unterdessen seinen Rundgang beendet und war wieder vor seinem Zelt angelangt.

Er suchte sein Lager. Der Schlaf übermannte ihn.

Er erwachte von einem entsetzlichen Lärm — gleich wußte er nicht, was es war, derselbe zerrissene Ton, wie das Klagegeschrei eines Antieres der Wildnis.

Er stand auf und öffnete das Zelt. Der Morgen dämmerte, einzelne Feuer brannten schon; ein heftiger Wind trieb die Wellen der Muszja gegen das gehemmte Rad, das in allen seinen Fugen zitterte und wahrscheinlich, an seiner Achse sich reibend, den entsetzlichen Ton hervorbrachte. Wollte es noch nicht schweigen, obwohl er es gefesselt? Er erinnerte sich seiner eigentümlichen Vision, über die er eingeschlafen. Er lachte darüber, wie man nur so verrückt sein konnte — oder hatte er zu viel getrunken? Darum schmerzte ihn auch so der Kopf.

Er setzte sich an den Tisch und dachte darüber nach. Plötzlich verschwand sein Lachen und machte einem finstern Ausdruck Platz — sein Auge schweifte hie und da auf den Revolver herab, der noch immer auf der Karte lag.

Plötzlich sprang er hastig auf, zog sich völlig an und warf die Büchse über die Schulter.

„Wenn es nur das ist — der Thatbestand! Wenn dann die Rarrheit ihr Ende hat!“ Er nickte fest entschlossen mit dem Kopf, stampfte mit dem Fuße die Erde und wandte sich zum Gehen. Schon unter dem Ausgang kehrte er nochmals um, mit einem leisen, kurzen Lachen steckte er den Revolver zu sich.

Alles schlummerte noch im Lager, nur die Wachen schritten verschlafen auf und ab; sein Gehen fiel nicht auf, er inspizierte oft zu solcher Zeit die Vorposten.

Die Soldaten, ermüdet von den Freuden des verfloffenen Tages, schnarchten um die Wette auf dem Strohlager, die Kasse wieherten dem zwischen den Föhren herausdämmern Morgenrot zu, das sich in den aufgestellten Wägen purpurn spiegelte. Bei der blumengeschmückten Kapelle, die noch im Dunkeln lag, blieb er einen Augenblick stehen und senkte das Haupt, als spräche er ein Gebet.

Er war seines Weges sicher, er ging kerzengerade in den Wald hinein. Die Vorposten riefen ihn an. Er gab das Lösungswort „Marciana“.

Immer weiter drang er in den Wald. Mit Nacht ward es Tag, alles brannte und leuchte im Kiefernwald.

Graf Vladimир kannte hier jeden Baum. Der Hochwald ging jetzt in Mittelholz über, das ziemlich eng stand, daselbst schloß eine Nichtenbüschung ab.

Er blieb stehen und wischte den Schweiß von der Stirne. Hier in der Nähe mußte es sein. Er hatte seit zwei Jahren diesen Platz vermieden — zu was die Erinnerung auffrischen! — er hatte sich wohl etwas verwachsen. Ein vermoderter Eichenstamm war in seinem Gedächtnis geblieben, unweit davon hatte er seinen Stand. Er sah sich darnach um. Nach langem Suchen fand er ihn, dicht daneben eine Weistanne, das war der Platz! Ein Schauer überrieselte ihn.

Er lehnte die Büchse an den Baum und blickte das Holz hinab — ganz richtig! Das war die breite Lücke, in welcher Minosky zuerst stand, er wagte es nicht, hinunter zu sehen bis zum Stand des Grafen; es war ihm, als berühre etwas Kaltes seinen Hals. Weiter nach vorn, dem Dickicht zu, die schmale Lücke, in welche der Schuß abgegeben wurde.

Er nahm das Gewehr unter den Arm wie damals und schloß die Augen, um sich ganz in die Vergangenheit zu versenken, den ganzen Gedankengang heraufzubeiwahren der verhängnisvollen Stunde.

Er dachte an die Scene in der Kapelle, das Blut wallte ihm wie damals — an die Scene im Walde, Marcianas geliebte Erscheinung wie damals stand klar vor ihm. Der heiße Wunsch nach ihrem Besitz stieg wieder in ihm empor. Da erblickte er den Grafen Minosky hundert Schritte unterhalb, er stand gerade in seiner Schußlinie — so stand er ihm überall im Wege, dieser Minosky! Er dachte daran, wie dieser alte Mann nicht mehr fähig sei, das Glück zu genießen, das ihm Marciana bot, daß er es nur zerstörte, damit ein anderer es nicht besitze — er haßte ihn in diesem Augenblick. Nein, es sollte doch noch genossen werden — von ihm — auch nach Jahrzehnten — der Graf war alt — wenige Menschen werden über siebzig — einmal muß er sterben — dann... — Er dachte an den unglücklichen Elupeki, von dem Minosky jenseits erzählte, der auf der Jagd erschossen wurde — der wäre gewiß achtzig Jahre geworden, wenn ihm das nicht passiert wäre.

Wenn Minosky achtzig würde — er wäre längst tot bis dahin vor ungestillter Sehnsucht! — Marciana, Blutweib, ich muß dich besitzen!

Der Lärm der Hunde wurde laut, sie kamen auf ihn zu. Vladimир öffnete jetzt plötzlich das Auge und hielt seine Büchse vor die schmale Lücke wie damals und seine erregte Phantasie glaubte nun wirklich das Hundengebell zu vernahmen, — er wollte seinem Richter das Urtheil erleichtern.

Er wartete einen Augenblick. Jetzt kam es näher — sein Finger bog sich um den Drücker wie damals, er glaubte etwas vorbeihuschen zu sehen, da — sein Finger erstarrte, mit stierem Blick sah er über den zitternden Lauf — der graue Kopf Minoskys stand vor dem Visir wie damals — sein Finger krümmte sich nicht, mit einer konvulsischen Bewegung riß er die Büchse weg und stürzte mit einem wilden Aufschrei zu Boden.

Ein Mann schritt eilig durch das Gehölz herauf, dem Platz des Grafen zu, — Brandmann war es — er hatte den Aufschrei vernommen; gleich darauf ertönte ein schwacher Schuß, ein Rauchwölken hob sich vom Boden.

Brandmann sprang hinzu — Graf Vladimир lag am Boden, neben ihm ein rauchender Revolver. Plötzlich erhob er sich bei dem Geräusch des Nahenden, wildes Entsetzen lag in seinen Augen, wie stehend streckte er beide Arme nach ihm aus, dabei in qualvoller Angst sich mühsam rückwärts schleppend.

„Minosky,“ rief er mit röchelnder Stimme, „hab Erbarmen — Du bist gerächt — ich — habe sie doch nicht befehlen — ich habe mich selbst gerichtet —“

Er konnte nicht mehr weiter, er fiel kraftlos zurück, nur seine Arme hoben sich noch wie stehend gegen Brandmann, den er in der Agonie des Todes für Minosky hielt.

Brandmann kniete zu ihm nieder; wo solche Vergeltung waltete, kam ihm das Recht des Hasses nicht mehr zu.

„Ich bin es ja, der Brandmann, Herr Graf,“ rief er ihm zu, sein Haupt erhebend; „wenn Sie noch etwas zu bestellen haben auf dieser Erde an Gräfin Marciana — es ist höchste Zeit.“

Vladimир sah ihn lange an, sein Entsetzen schwand offenbar, dann lächelte er bitter, als sähe er jetzt seine wahnsinnige Täuschung ein, die ihn in den Tod getrieben.

„Sprechen Sie,“ drang Brandmann in ihn, der den nahenden Tod erkannte.

„Die Justiz der Seele hat mich gerichtet — Verzeihung, Glenor — Marciana —“ brachte er mühsam hervor, „das Rad! — o, das Rad!“

Mit einem jähen Aufschrei wandte er sich ab von Brandmann, in ihm wohl wieder Minosky erblickend. Ein Blutstrom quoll aus seinem Munde. Das Urtheil war vollzogen!

Die nächsten Vorposten hatten den Schuß vernommen und gaben nun ihrerseits, in der Meinung, einer der Ihrigen sei angegriffen, Warnungsschüsse ab. Dieselben wurden der ganzen Kette entlang abgegeben, um das Lager zu warnen. Wie eine Ehrensalve für den Gefallenen grollte es durch den Wald.

Einige Kosyniery näherten sich vorsichtig, mit vorgestreckten Sensen, dem Unglücksplatz, von Baum zu Baum springend. Endlich gewahrten sie Brandmann, der vergebens um den Toten bemüht war und sie herbeirief.

Die Leute waren sprachlos vor Erstaunen, als sie den Naczelnik erkannten, der in seinem Blute vor ihnen lag, und konnten sich die Sache nicht zusammenreimen, Brandmann kannten sie ja, also war doch ein heimtückischer Schuß gefallen, vielleicht aus dem Dickicht dort; und hat ihn getroffen; sie sahen ängstlich umher.

Brandmann befahl ihnen barisch, aus ihren Sensen eine Tragbahre zu bilden und den Toten in das Lager zu bringen, alle neugierigen Fragen ließ er unbeantwortet. Die ganze Partya löste sich auf, wenn man den wahren Tod des Naczelnik erfuhr.

Im Lager hatten die Alarmschüsse ihre Wirkung gethan. Mit der den polnischen Insurgenten eigenen Schnelligkeit und Gewandtheit, welche die Art des Krieges, den sie führten, zur Bedingung machte, rüstete sich alles, ohne eigentlichen Oberbefehl zum Kampfe.

Es war scheinbar ein wirres, kopfloses Durcheinanderlaufen und Lärmen der bunten Menge, und doch war eine feste Ordnung darin. In wenigen Minuten war alles bereit. Die Jäger und Schützen schwärmten gegen die aus gefällten Baumstämmen gebildeten Berhau des Lagers vor.

Im Zentrum standen die Kosyniery geschlossen, während die Reiter aussahen, um über das Lager hinaus den Wald zu durchsuchen, dem vermeintlichen Feinde entgegen, um seine Stärke zu erfahren und womöglich ihn im Angriff zu hemmen.

Niemand hatte geahnt, daß hier vor kurzem ein fröhliches Fest gefeiert wurde und ein neues sich vorbereitete.

Der junge Geistliche, der bereits zur Trauung in der weißen Soutane stand, eilte mit erhobenem Kreuze von Truppe zu Truppe, ermahnte im politischen Fanatismus zum Ausbarren im Streite und versprach Vergebung aller Sünden denen, die in dem heiligen Kampfe fallen würden.

Man rief sich begeisterte Worte zu, fiel sich um den Hals, weinte und jauchzte. Nur ein Umstand dämpfte die Begeisterung, erweckte allgemeine Besorgnis, — der Naczelnik fehlte.

Sein Zelt war leer. Offiziere rannten atemlos umher und fragten nach ihm. Wo sollte er sein, noch dazu an seinem Hochzeitsmorgen! Einige wollten ihn bei andbrechem Tag gesehen haben, wie er zu den Vorposten ging.

Ein Reiter wurde ausgesandt, ihn zu suchen.

Von Estrup her nahte sich ein froher Zug, jubelnd, jauchzend, als wolle er den Kriegslärm übertönen.

Inmitten blumenbekränzter, in Weiß gekleideter Mädchen, von einer Schar junger, eichenbekränzter Krieger als Ehrengesorte in zierlichen Reiterkürten umschwärmt, ritt Marciana — die Braut! Sie war gekleidet wie gestern, im schwarzverschürzten Reitleid, die weißrote Schärpe um die Taille; nur unter der Confederata wallte über ihr in Zöpfen geflochtenes üppiges Haar zum Zeichen der Brautchaft ein langer weißer Schleier herab, der im scharfen Ritt sie wie ein zarter Nebelstreif umwallte. An ihrer Seite ritt eine junge Dame in Grau — Glenor, die Brautjungfrau. Sie selbst bot sich dazu an, Marciana hätte es nie gewagt, sie erschrak fast vor dieser Selbstverleugnung, konnte aber das Anerbieten nicht ablehnen.

Man hätte sie für die Braut halten können, so scheinbar freudig erregt ritt sie durch den Morgen, während auf dem Antlitz der wirklichen Braut unverkennbar die Schatten einer ängstlich durchwachten Nacht lagen und ihr etwas Freudloses, Ernstes gaben.

Der Zug stockte, als er nach der Lichtung kam und die Veränderung bemerkte, die im Lager vorgegangen. Ein atemloser Reiter war eben dicht umdrängt, er erzählte mit hastigen Gestikulationen, indem er dem Walde zu deutete. Eine fieberhafte Bewegung ging durch die Menge.

Marciana sprengte rasch aus ihrem Zuge heraus mitten unter die Menge hinein.



Unschuld und Liebe. Gemälde von W. Bader.



Auf dem Eise. Originalzeichnung von E. Gauje.

„Wo ist der Raczelnik?“ rief sie.

„Er verließ heute früh das Lager, um die Vorposten zu kontrollieren, und ist seitdem nicht zurückgekehrt,“ meldete ihr ein junger Offizier, ehrerbietig grüßend.

Marciana erblickte.

„Und was weiß dieser Reiter?“

„Schüsse sind gefallen an den äußersten Vorposten, wir sandten Patrouillen aus — das ist die erste, die zurück ist — sie will das Geräusch einer marschierenden Truppe und Pferdegewieher gehört haben, die Straße gegen Lomza zu.“

„Und vom Raczelnik?“

„Weiß er nichts, Gräfin.“

Da wurde es auf einer andern Seite laut — ein dumpfes Gemurmel — unzählige Köpfe drängten sich an einen Punkt zusammen und wogten wie ein Kornfeld, mitten heraus ragten vier Senfen. Sie bewegten sich zu zwei und zwei in gleichem Abstand vorwärts, die Menge vor sich herdrängend. Ein Reiter ritt daneben, sein Kopf war gebeugt, als verleierte er einen Gegenstand zwischen den vier Senfen nicht aus den Augen.

Einen Augenblick blickte alles überrascht auf das Schauspiel.

Marciana ritt zuerst dem Zug entgegen, er kam von der Kapelle her, deren Rosenzierden bis herüber dufteten. Ihr Blick war fest, die bleichen Lippen waren ganz verschwunden.

„Was wollen die Kosyniery?“ rief sie den drängenden Leuten zu, sie konnte noch immer nichts sehen.

„Sie bringen einen Toten — einen Vorposten wohl,“ erwiderte man.

Marciana drängte ihr Pferd rücksichtslos in die Menge, die scheu auswich. Ihre ganze Gestalt hob sich im Sattel. „Wer ist der Tote?“ Habt ihr den Raczelnik nicht gesehen?“ rief sie wiederholt.

Keine Antwort.

Die Senfen näherten sich immer mehr. Da gab sie dem Kopf die Sporen und unbekümmert um das Geschrei der Menge sprengte sie vor. Die Senfemänner hielten und sehten die mit einem Soldatenmantel bedeckte Bahre zu Boden.

„Wer ist der Tote, Brandmann?“ fragte sie, mit gepreßter Stimme den Alten anredend, der hinter der Bahre ging, gerade wie damals, wo sie den Grafen Minsk brachten. Sie dachte mit Schauern daran.

Alles schwieg und sah sich fragend an. Mit einem Sprung war sie aus dem Sattel, und ehe Brandmann es verhindern konnte, riß sie den Mantel weg.

Er stand erstarrt. Kein Laut war hörbar, so groß die Erregung war, der Anblick dieses schreckgelähmten Antlitzes schien ausreißend zu wirken.

Da drängte sich, links und rechts mit Gewalt sich Raum machend, eine alle Männer überragende Frauengestalt hindurch — Alona — und fiel, Ausrufe ausstößend, die wie Verwünschungen klangen, neben der Leiche auf die Kniee, erhob den blutigen Kopf und küßte ihn.

„Wladi, Wladi!“ rief sie in herzerregtem Tone, als wolle sie den Toten aus seinem ewigen Schlaf erwecken. Marciana gebot ihr mit herrlicher Bewegung, aufzustehen, es lag etwas wie Eifersucht darin.

Alona warf ihr einen bösen, gehässigen Blick zu und ließ sich in ihrem Gejammer nicht stören.

„Bringt die Leiche in die Kapelle,“ befahl Marciana mit fester Stimme den Kosyniery.

Dann rief sie Brandmann und trat mit ihm zur Seite. „Wer fand ihn? Wie kam er an den Feind?“ fragte sie rasch.

„Ich fand ihn, Gräfin,“ erwiderte Brandmann, „an derselben Stelle, wo vor zwei Jahren den Grafen Minsk.“

Sein Blick ruhte durchdringend auf ihr — das war die Stunde seiner Rache.

Marciana rang nach Fassung.

„Ein feindlicher Vorposten wohl — wie war es nur möglich?“

„Kein Feind war in der Nähe,“ erwiderte Brandmann; „er erschoss sich selbst.“

„Diesen Morgen? — Lüge!“ stammelte sie. „Wer hat es gesehen?“

„Ich selbst!“

„Und Du hast ihn noch gesprochen?“

Ihre ganze Gestalt bebte, sie war unheimlich anzuschauen.

„Die Justiz der Seele hat mich gerichtet — Verzeihung, Elenor — Marciana,“ waren seine letzten Worte. Ich verstand ihren Sinn nicht, aber er sagte so.

Marciana schauerte zusammen.

„Ich glaube es Dir, daß er so sagte,“ flüsterte sie.

In diesem Augenblick knallten mehrere Schüsse jenseits der Musza. Alles horchte! — Wieder einer! — Jetzt stürmten Reiter herbei.

„Kosaki!“ riefen sie von weitem.

„Du hast doch gelogen!“ sagte in frohlockendem Tone Marciana zu Brandmann. „Eine Kugeln traf ihn! Kein Mensch wird Dir glauben. Uebrigens — er hat nur einen kleinen Vorsprung gewonnen.“

Die Offiziere traten zu ihren Abteilungen; alles stand im Ru bereit, doch war eine gedrückte Stimmung bemerk-

bar. Die Leiche des Raczelnik, die vor der Kapelle stand, beunruhigte die Leute.

Das Schießen wurde stärker, immer mehr Reiter kamen zurück. Eine große Abteilung russischer Infanterie sei auf dem Marsche hierher.

Marciana ging auf die Leiche zu. Elenor kniete vor ihr, umgeben von den blumengeschmückten Begleiterinnen, mit demselben fühllosen Blick, den sie jetzt immer hatte. Marciana hatte sie ganz vergessen, ein unangenehmes Gefühl beschlich sie, sie hätte sie am liebsten ebenso hinweggejagt wie Alona.

Sie zögerte einen Augenblick, dann trat sie hinzu.

Elenor erhob sich, es war, als ob in diesem Augenblick ein Gefühl der Schadenfreude, eines gewissen Gerächts auch in dieser reinen Seele auftauchte, solch ein Blick traf Marciana.

Marciana zog den Säbel, der auf Wladimirs Leiche lag, aus der Scheide und schlang sich auf ihr herbeigeführtes Pferd.

„Ich bin euer Raczelnik!“ rief sie laut, mit blühenden Augen die Reichen überfliegend. „Rächt den edlen Toten!“

Das war ein Schauspiel für diese erregte, fanatische Masse. Eine jener Heldengestalten aus alter Zeit, wie sie in den polnischen Hütten sagenhaft überliefert wird, war wieder aufgestanden; daneben der, wie sie glaubten, von den Russen getötete geliebte Führer. Ein donnerndes Gebrüll der Begeisterung, der Rache, fanatischer Wut drang gegen den Himmel, hochgeschwungene Waffen blühten, kurrten in der Luft, Siegestaumel strahlte aus trunkenen Augen.

Elenor selbst bewunderte sie. Dazu hatte sie nicht den Mut.

Sie floh mit den geängstigten Mädchen in die Kapelle und warf sich vor den geschmückten Altar.

Die Leute waren nicht mehr zu halten, sie wollten dem Feinde entgegengeführt werden.

Schon blühten Gewehrläufe auf der andern Seite des Flüsschens.

Die Offiziere, die Marciana mit Begeisterung als Führer anerkannt, ließen die Schützen gehörige Deckung im Walde auffuchen, während die Hauptmasse der Kosyniery sich durch die Mühle möglichst zu decken suchte. Da knatterte die erste Salve. Eine schneeweiße Rauchwolke wälzte sich über die Musza, darauf blühte und trachte es von neuem.

Die Jäger erwiderten langsam, aber sicher das Feuer. Bebrufte ertönten von der andern Seite, während die Insurgenten bis jetzt keinen Verlust hatten.

Eine neue Salve ertönte und durch die weiße Wolke heraus drängte ein Schwarm Fußvolk mit gefälltem Bajonett gegen das Lager vor.

Die Musza war leicht, bereitete aber doch ein Hindernis, das Wasser reichte den Leuten bis an die Brust.

Marciana hielt hinter der Kapelle, die Bahre mit dem toten Bräutigam stand dicht vor ihr, sie schien sie nicht zu sehen, so hing ihr Auge an dem blutigen Schauspiel.

Jetzt kommandierte sie den Schützen Feuer. Hinter jedem Baume zuckte es hervor, wilder Aufschrei erscholl, die Wellen der Musza rissen tote Leiber in ihren Strudel und warfen sie gegen das Mühlrad, das vergeblich sich anstrenzte, mit seinen Schaufeln den Menschenstamm zu heben. Die Russen wichen zurück in den schäumenden Wald und sandten eine neue Salve. Prasselnd schlugen die Kugeln gegen die Mühle, gegen das gehemmte Rad, dessen Schaufeln in Felsen herabgingen.

Bei dem Getöse des Holzes ergriff Cyrill tierische Wut, er riß einem Kosyniery die Sense aus der Hand und stürmte sinnlos durch die Musza dem Feind entgegen, der seinen treuen Kameraden verstümmelte. Ein Ausflügen von drüben, er stürzte kopfüber in die Flut, sein treues Rad fing ihn auf mit seinen zerflossenen Armen und ließ ihn nicht mehr los.

Der Anblick des Tollkühnen wirkte auf die Kosyniery. Auch Marciana erfaß den Moment — ihr Blick ruhte nur einen Augenblick auf der Bahre neben ihr, dann ritt sie vor mit hochgeschwungener Waffe.

„Drauf los, Polen! Jetzt rächt euren Raczelnik!“

Mit tierischem Gebrüll stürmte die Schar, die furchtbaren Senfen gefüllt, ihr nach.

Der Feind war offenbar verblüfft von dem plötzlichen, unerwarteten Angriff, dem er lieber zuvorgekommen wäre, dann aber begann er ein mörderisches Schnellfeuer. Umsonst — die Kosyniery und die jetzt aus dem Walde herbeigeilten Schützen drangen trotz ihrer großen Verluste mutig vor. Jeder Blick hing an dem schönen Weib, das, den Tod suchend, voran ritt. Ihr Brautkleid flatterte ihr nach wie eine Fahne. Wer durfte da weichen? Der Feind zog sich langsam zurück, immer feuernd.

Eben setzte das Pferd Marcianas die Vorderfüße auf das andere Ufer — zu beiden Seiten umringten sie die vordringenden Senfemänner — da wankte Marciana im Sattel.

„Rächt den Raczelnik!“ rief sie noch vernehmlich, dann glitt sie vom Pferde. Zwei Soldaten fingen sie auf und trugen die zu Tod Getroffene hinüber in die Mühle.

Die anderen stürmten, durch diesen Anblick zum äußersten gereizt, wie verwundete Tiger vorwärts.

Ein Kampf Mann gegen Mann entspann sich. Die

Masse der Russen war nicht so groß, als man angenommen, ihre Niedermehrung schien unvermeidlich. Da erschien eine Abteilung Kosaken auf dem Schlachtfeld und ermöglichte durch ihre gewandten Angriffe von allen Seiten, trotzdem die polnischen Reiter mit ihnen handgemein wurden, den Rückzug der Fußtruppe.

Der Sieg war ein vollständiger, die Verfolgung nicht ratsam, da man eine große Heeresabteilung in der Nähe vermuten mußte.

Die Russen hatten offenbar die Stärke der Insurgenten nicht gekannt, von der sie nur eine kleine Abteilung vor sich zu haben glaubten.

Bis Mittag war alles vorüber, kein Feind mehr zu sehen, die Sieger zogen sich von allen Seiten, einzeln, truppweise in das Lager zurück.

Ein Hohn auf gestern. Der Plan war blutgetränkt, die Bäume zerflossen, die Zelte zerstampft, Menschen- und Pferdeleichen lagen wirt umher, zwischen Wassenstücken und Ueberbleibseln des gestrigen Festes, graste Totenblässe, Aechzen und Stöhnen Verwundeter.

In der Ambulanz waltete Elenor von Lager zu Lager, überall helfend, überall tröstend; der teilnahmslose Blick war verschwunden, ein Glück strahlte aus ihren schönen Augen wie nie zuvor und manchmal Sterbenden stand ihr Abbild auf der erblindenden Iris.

Auch der alte Brandmann war darunter, sein Bein war zerschmettert. Ihm galt besonders ihre Fürsorge, doch der Tod griff schon darnach.

Als sie ihn um die letzten Augenblicke Wladimirs fragte, sagte er, sie auf ewig noch beglückend: „Elenor! war sein letztes Wort.“ Mit dieser frommen Lüge verabschiedete er. Sie ahnte nicht Wladimirs wahren Tod.

Alona schleppte unterdes mit kräftigen Armen immer neue Opfer des Kampfes herbei, die noch Hoffnung auf Rettung gaben. So lange es zu helfen galt, war keine Zeit für den Schmerz, wenn sie auch oft mit nassen Augen hinblickte zu der dunklen Bahre vor der Kapelle und dann glaubte, sie müsse den Verwundeten, den sie eben herbeischleppte, fallen lassen vor Schwäche.

An die Bahre gelehnt, lag jetzt eine zweite Leiche, das schneeweiße Gesicht leuchtet von weitem — Marciana. Ein zufriedenes Lächeln anstatt des Ausdrucks des gewaltsamen Todes im Antlitz. Die zerflossenen Blumengewinde der Kapelle waren über sie herabgelassen.

Ein Kosyniery stand davor als Ehrenwache, das hatte Elenor angeordnet. Als sie die Leiche Wladimirs herbeibringen sah, erfaßte sie ein häßliches Gefühl, es ward jener nun der Raub wieder entrisen, den sie an ihr vollführt, sie glaubte Gottes Hand darin zu sehen.

Marcianas Opfertod, den sie offenbar mit festem Willen gesucht, führte alles, jetzt gehörte Wladimir nur noch ihr. Sie hatte keinen Anspruch mehr auf ihn. Der Tod hatte sie vermählt, der furchtbare Priester.

Brandmann hatte seinen Mund gehalten, der gleich darauf erfolgende Angriff des Feindes ließ Wladimirs Tod durch eine feindliche Kugel außerhalb der Vorpostenkette sehr wahrscheinlich erscheinen.

Die zurückkehrenden Soldaten zogen die Mühle und knieten vor den Toten; sie ahnten nicht, welch furchtbares, heiliges Gottesgericht sich hier vollzogen. Und der Allerbarmher, der Richter über alle Richter, gewährte, zufrieden mit der blutigen Sühne, für blutige, in einem dunklen Augenblicke geborene That den Gerächteten den Glorionschein des Heldentodes, der sich, neues, ewiges Leben spendend, auf sie herabsenkte.

Die Mühle war zerflossen, das Rad in Trümmer, die Wellen der Musza schaukelten noch immer den alten Cyrill zwischen seinen gebrochenen Schaufeln. So sehr man sich anstrenzte, sie ließen nicht von einander im Tode, die treuen Gefährten.

Wer jetzt nach Estrup kommt, wird gewiß gefragt werden, ob er nicht die der Muttergottes von Czestochowa geweihte Kapelle im Kaluschnier Walde besuchen wolle. Wenn er der Aufforderung folgt, wird er genau den Platz so finden, wie wir ihn beschrieben, nur daß jetzt an Stelle der kleinen hölzernen Feldkapelle eine förmliche Kirche in gotischem Stile sich erhebt mitten im Walde. Eine Marmortafel neben dem Altar bezeichnet die gemeinsame Gruft Marcianas und Wladimirs, die hier nach dem Willen Elenors vereint ruhen.

„Gestorben fürs Vaterland am Tage ihrer Vermählung den . . . März 1863“ steht darunter.

Nichts davon, an der Musza, lag noch vor zwei Jahren ein altes, verfallenes Mühlrad, sonst nichts mehr. Ich setzte mich darauf und träumte bei dem Wellenschlag des Baches. Da traten zwei Frauen aus der Kirche, eine sehr vornehme Erscheinung mit ergrautem Haar und einem edlen Gesicht, in das langjährige Aelste ihre Gesichtszüge geschrieben; von ihr geführt, an einem Stocke daher trippelnd, gebückt, ein altes Hünnelein in russischer Tracht, von unberechenbarem Alter — Gräfin Elenor Minsk, „die Heilige von Estrup“, wie sie das Volk der Umgegend nannte, und ihre alte, von ihr unzertrennliche Dienerin, Alona Dimitrowna.

Die Weihnachtslosen.

Stizze von

E. A. Farano.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Das Weihnachtsfest ist das fröhlichste Fest des Jahres, obwohl es nicht in den Blüthenzeiten des Frühlings, sondern in Schnee und Eis gefeiert wird; so wahr ist's, daß nicht so sehr die irdische Schönheit und Pracht, der sinnliche Genuß der Lieblichkeit des Jahres, sondern der Sinn, die Bedeutung, das Seelische, immer und immer wieder allen menschlichen Freuden den Hauptcharakter verleiht.

Weihnachten verleiht alle Widersprüche und gleicht alle Dissonanzen aus — es ist so recht das Fest der Gleichheit, der Erhöhung für alle, was klein oder niedrig, der heiteren Demut für alle, was würdevoll oder hoch ist.

Die Kinder werden da behandelt wie Große, und die Großen werden Kinder.

Die stolzen Herrenleute werden gemüthlich und die Diener gehören gleichsam einige Stunden hindurch zur Herrschaft.

Der alte Liebesaberglaube wird hervorgehoben aus verlassenen Religionen, die Natur wird durchgeleitet, und ich meine, daß es am Christabend wenig Abtheilung gibt, welche sich zu ihrem absoluten Leugnen bekennen.

Der Kranke kann in dieser Zeit nicht glauben, daß das Uebel im Körper weiterdauern wird, der Kermesse erhält heute eine freundliche Gabe, welche ihm den Glauben an ein Wieder-aufsteigen zurückgibt, der Aelteste fühlt sich jung in der Erinnerung an seine Jugend, und der Einkamste findet sich heute wohl mit anderen Einkamsten zusammen. Der Christabend findet wohl selten ein ganz verlassenes Herz!

Ach! sprach ich mich einst aus gegen einen Bekannten, einen denkenden, klaren, aber dabei gutmüthig gebliebenen Menschen. Der sagte darauf nur: „O doch, gar viele ganz vereinsamte Herzen findet er!“

Welche denn? lautete meine Gegenfrage.

Fahren Sie nur einmal am Christabend auf der Eisenbahn,“ sagte der Philosoph, „und Sie werden manchen kennen lernen, der an diesem Abend der Gesellschaft keinen Gefährten an seiner Seite hat, der zu ihm gehört, der seiner Seele etwas ist.“

Ich war schon damals ein Sonderling, der keine Idee, kein Förschen aufgeben konnte, das er einmal erfährt.

Ich bestieg also einmal, als ich in der Fremde weilte, im Dunkel des Weihnachtsabends den Eisenbahnzug, um einige Stationen weit zu fahren.

Es fuhren da wenig Leute genug. Die Station, in der ich einstieg, war eine kleine, abgelegene, und der Perron war fast leer. In dem Coupé, in welches ich aus Veratemwohl kam, befand sich in der That nur ein einziger Passagier, in einem eleganten Pelz gehüllt, die Beine in einen gestickten Fußsack gewickelt, behaglich eine duftende Cigarre rauchend; aus seiner Umhängetasche sah ein dickbauchiges Fläschchen Maraschino aus der Fabrik Friedrich Schenkling hervor, eine ausgelesene Zeitung lag neben ihm und ein geöffnetes elegantes Receptaire mit allem möglichen Comfort auf dem ihm gegenüberliegenden Sitz — sogar Delikatessenbissen enthielt es.

„Guten Abend!“ grüßte ich.

„Guten Abend!“ dankte er höflich, den blauen Rauch seiner Cigarre mit der Hand fortwährend. „Das ist eine Seltenheit!“

„Was ist eine Seltenheit?“

„Daß am heutigen Abend jemand ins Coupé zusteigt — überhaupt reist...“

„Sie reisen ja auch!“ lächelte ich.

„O, ich! Ich bin Geschäftsreisender und mache in Liqueur! Edmund Koch, Ihnen zu dienen, von der Firma Schenkling.“

Ich verneigte mich, während ich mich in eine Ecke nestelte, und starrte ihn dabei an. Jetzt wußte ich, wen mein Philosoph mit den Weihnachtslosen am Christabend gemeint hatte: die Geschäftsreisenden waren es! Die Geschäftsreisenden, mochten sie nun in Wein, Del, Spirituosen, Lederchmieren, Schnittwaren oder Steingut machen, und hier hatte ich gleich ein Muster-exemplar gefunden.

„Ah, Sie machen in Liqueur,“ sagte ich, „und können Sie sich da wirklich an einem Abend wie dieser nicht freimachen? Ich sollte denken, so ganz an die Stunde gebunden sei das Geschäft doch nicht!“

„Das ist es auch nicht, aber ich fahre gern an diesem Abend, denn der Christtag ist sehr vorteilhaft für uns, nur muß man schon in aller Frühe an Ort und Stelle sein. Da sind alle Kaffeehäuser überfüllt und überall werden Feiertage getrunken in den feinsten Liqueurs. Die Cafetiers legen den brillanten Abgang, wollen sich vorsetzen, kosten alles, Gäste kosten mit und so weiter; überhaupt ist Festlaune für jedes Geschäft von unberechenbarem Werte.“

„Aber es ist doch traurig, an diesem, dem Familienglück geweihten Abend nicht im Kreise der Seinen den Weihnachtsbaum feiern zu können. Oder haben Sie vielleicht nicht Frau und Kinder?“

„Und ob ich deren habe! Eine Perle von einer Frau, in die ich närrisch verliebt bin, und drei wahrhafte Engel von Kindern!“ Der Geschäftsreisende sagte das mit warmem Gefühlstöne und die Augen leuchteten ihm. „Aber wer sagt Ihnen, daß ich keinen Weihnachtsabend, keine Christbaumfreude mit ihnen hatte?“

„Aber...“

„Um fünf Uhr ist's jetzt schon finster und man muß überall schon Licht anzünden. Um fünf Uhr abends glänzte der hübsche Christbaum meiner Kinder in vollem Lichte und die Geschenke lagen wohlgeordnet unter dem Tannenzweig — und die Kinderaugen glänzten und die Kinderlippen jubelten, und ich und mein Weibchen waren die Seligsten darunter. War das kein Weihnachtsfest? Ob's nun um fünf oder um neun oder um zehn Uhr gefeiert wird, das ist doch egal, und mein Zug geht erst um acht Uhr ab. Drei Stunden von solcher Freude ist gerade genug, die Kinder gehören dann ins Bett. Aber da sind wir, scheint mir, schon in S. angekommen.“ Er klappte rasch das Receptaire

zusammen, hüllte den Pelz um sich, ergriff seine Reisetasche, wünschte mir fröhlich eine glückliche Reise und war fort.

Rein, das war kein Weihnachtsloser. Denn die Weihnachtslosigkeit besteht nicht darin, daß man just des Abends auf der Reise ist, sondern darin, daß man überhaupt keine herzliche, liebe-durchleuchtete Festfreude gehabt hat.

Ich mußte mein Förschen aufgeben, für heute wenigstens, denn das Coupé blieb fortan leer, — überhaupt schien der ganze Train eine Art „fliegender Holländer“ zu sein mit unsichtbaren Geisterpassagieren. So leer blieb der Zug, daß sich zwischen mir und dem Schaffner sogar eine Art Vertraulichkeit entwickelte. Da bei dieser Passagierlosigkeit kein Amt während der Fahrt und in den verlassenen Stationen eine Art Sinecure war, und da das Weihnachtsgefühl alle Gemüther einander nähert, nahm er mir gegenüber Platz; ich bot ihm Cigarren, und wie ein Blick durchfuhr mich da der Gedanke: „Das sind die Weihnachtslosen — die armen Schaffner und Kondukteure der Bahn, welche die ganze Festnacht hindurch dahinfahren müssen in Sturm, Schneegestöber und Kälte, die armen, von der Familienfreude dieses Abends mittheilslos und grausamlich Ausgeschlossenen!“

„Es muß doch bitter für Sie sein, an solchen Abenden, wo alles das Christfest feiert im Kreise der Seinen, so dahinzudampfen durch die bitterkalte Nacht, unter lauter Fremden.“

„Warum? Der Dienst am Christabend ist uns fast der liebste von allen.“

„Sie nehmen die Sache stoisch; 's ist freilich am besten. Und die Bahn kann natürlich keine Ausnahme machen und sich sentimentalischen Rücksichten hingeben, denn die Bahn hat ja kein Herz...“

„O, ich bitte, mein Herr!“ sagte der Schaffner, indem er die übrigen Cigarren (ich hatte ihm um des Christabends willen in meiner Festeskleidung das ganze Päckchen Prima gegeben!) in seiner festesten Lederpelztasche verschwinden ließ. „Die Bahn hat ein Herz!“ Er sagte das energisch, fast gekränkt für „die Bahn“. Es war ein riesiger Mensch, noch riesiger gemacht durch die dicken, steifen, wie aus Brettern geschnittenen Röcke und Über-röcke, den ausgeklagelten, bis zur dicken Nütze reichenden Kragen, die ungeheuren, pelzgefütterten Handschuhe, die Kapuze. Er konnte sich so wenig rühren wie eine Mumie in ihren Bandagen, und er konnte auch nicht sitzen, sondern „lehnen“ auf dem Sitze wie eine wohlbeachtete Jagdflinte. Von seinem Gesichte sah man nichts als ein Büchel blonden Vollbarts, eine Rahempige und ein Paar frischer, fröhlicher, hellblauer Augen. Er war der Typus eines geborenen Schaffners und, wie es schien, mit Leib und Seele „bei der Bahn“. „Die Bahn hat ein Herz!“ fuhr er fort. „Erstens wechseln wir Verheiratheten an diesem Abend ab, und 's wird keinen geben, der nicht ein paar Stunden früher oder später seine Alte und seine Würmchen Herzen konnte. Und dann in den Hauptstationen mit den längeren Aufenthalt! Da findet man fast bei jedem Bahnrestaurant noch ein paar Lichtlein flimmern auf Tannenzweigen, und die Bahnrestaurant-würmchen hüpfen an einen hinan wie die Heuschrecken und zeigen die Pracht, und man kriegt die Tälchen voll goldener Rüsse und ein Gläschen. Und dann erst die Passagiere, die an diesem Abend reisen müssen! Die sind ganz anders als an anderen Abenden.“

„Sind freilich wenige genug, aber sie lieben einen da förmlich, selbst diejenigen, die sonst schrecklich händelsüchtig und kraheleierig sind. Na, nehmen Sie zum Beispiel sich selber, mein Herr! Hätten Sie mir diese ganze Menge feinsten Glühmischel gegeben, wenn nicht Christabend wäre? Und der Herr, der früher mit Ihnen da war, trank mit mir eine ganze Flasche feinsten Pomeranzentliqueur aus, einen Schluck ich, einen Schluck er, und ließ dabei sogar meine Alte leben. Gätt! er das gethan, wenn nicht Christabend war? Und ich wette, der nächste Passagier, der einsteigt, und mag er sonst ein noch so hochmüthiger, stolzer, vornehmer erster Klasse-Fahrer sein, wird mich auf den Rücken klopfen wie einen guten Freund, wird sagen: „Na, heut ist Christabend, ja, ja, Christabend!“ und ist im Stande, ein ganzes kaltes gebratenes Huhn mit mir zu teilen, so wie die dicke Frau in der Dritten drüben mit mir einen Sträußelkuchen ausgetheilt und ein ganzes Stück desselben für die Würmchen in Papier eingeschlagen hat. Ich sage Ihnen, mein Herr, am Christabend ist uns der Dienst auf der Strecke noch tausendmal gemüthlicher, behaglicher und lustiger als sonst — schon deshalb, weil's so wenig zu thun gibt und man doch einen gemüthlichen Plausch halten kann mit gemüthlichen Menschen, wie Sie einer sind.“ Und dabei klopfte er mich ganz vertraulich auf die Achsel und sagte fröhlich und herzlich: „Ja, ja, heut ist Christabend!“ Rein, auch die Schaffner und Kondukteure waren keine Weihnachtslosen!

Ich gab das Suchen auf — für dieses Jahr wenigstens.

Zur nächsten Weihnachtszeit wohnte ich im Hintertrakt eines großen, stattlichen Zinshauses. Ich war für den Christabend zu einer freundlichen, fröhlichen, begüterten Familie, bei Oberstens Eh, geladen. Obwohl die Töchter des Hauses schon förmlich erwachsen und die Söhne schon Offiziere und Offiziersstellvertreter waren, wurde da stets ein riesiger Christbaum angepflanz und mit Lichtlein überziet „für die großen Kinder“. Weil meine Frau sich durchaus jünger machen und die Welt glauben machen will, sie habe noch ganz kleine Widelskinder! wie der joviale Oberst mit seinem schallenden Lachen sagte, wobei er die lächelnde Frau Oberstin so jählich lästete wie der jüngste Bräutigam. Nun, ich war auch eingeladen als Tiroppiesfreund des Hauses und freute mich schon sehr darauf.

Der Christabend kam, er war bitterkalt und sternenhell. Ich hatte einige Briefe zu schreiben gehabt, und es war schon ziemlich spät, als ich hastig Toilette machte, in meinen dicken, warmen Rentischlow schlüpfte und mich auf den Weg zu Eh's machte. Als ich durch den Hof schritt, kam ich an der ebenerdigen Wohnung vorüber, in welcher Oberleutnant G., ein guter Bekannter von mir, logierte, welcher ebenfalls bei Oberstens zum Weihnachtsbaum geladen war.

Das Fenster meines „Burtschensimmers“, das heißt das Kämmerlein, in welchem sein Offiziersdiener Nihal inskalliert war und tagsüber und nachtsüber stets „hab acht!“ rufend auf seinen Herrn wartete, um bei jedesmaliger Heimkunft desselben zur Stelle zu sein (zum Stiefelausziehen, Kleiderwechseln, Toilettemachen, Bourgeoisheuten, Briefexpeditoren und Angelegenheitsorden), ging nach dem Hofe hinaus und war beleuchtet. Ich klopfte an

die gefrorenen Schreien, denn ich wollte fragen, ob Freund G. sich schon zu Oberstens begeben habe, im entgegengesetzten Falle konnten wir miteinander gehen.

Nihal, der wie gewöhnlich an seinem wadeligen Tische, halb schlummernd und halb grübelnd, „wartend“ saß, polterte auf, öffnete das Fenster, meldete mir „gehorsamt“, daß der Herr Oberleutnant bereits fortgegangen sei, und schloß auf mein „Es ist gut!“ das Fenster wieder. Und ich eilte auf die Gasse und schlug den Weg gegen die Wohnung des Obersten ein. Ich hatte an nichts gedacht, als ich während dieser kurzen Zwischenzeit über den Kopf Nihals hinweg in sein Kämmerchen schaute. Ich kannte daselbst ja so gut, da es eigentlich das Vorgimmer war und man durch dasselbe gehen mußte, wenn man den Oberleutnant besuchte. Es war ein trostlos kahles Kämmerchen; wie alle Burtschenszimmer enthielt es nichts als ein Feldbett mit einem Strohlach und Appender, einen alten, wadeligen Tisch, einen Schemel, einen Kleiderhaken und auf einem Wandbrette alle erforderlichen Requisiten zum Stiefelschleichen, Knöpfeputzen, Säbelputzen und Kleiderreinigen. An der Wand hing eine kleine, gewöhnliche Kachelnleuchte, und da „wartete“ Nihal stunden- und stundenlang, tagen, tagaus und bis spät, spät in die Nacht hinein auf jedes Nachhausekommen seines Herrn, und so wartete er auch heute am Christabend und sah „aufpassend“, obwohl er wußte, daß sein Herr vor dem Morgengrauen nicht nach Hause kommen werde.

Weiß der Himmel, wie es kam, daß ich daran dachte, wie ich so rasch durch die winterlichen Gassen schritt, um nur recht bald in dem behaglichen, christbaumdurchleuchteten Heim der freundlichen Familie zu sein. Es war zu dumm, daß ich daran denken mußte. Dieser Nihal war ja doch eigentlich gar nicht auf der Welt für mich — sind denn Offiziersburtschen überhaupt da für einen andern als den betreffenden Herrn, dem sie just zur Bedienung zugeteilt sind? Aber ich mußte doch daran denken, weil... vielleicht, weil heute Christabend war...

Da durchzuckte es mich wie ein Blitz. Jetzt hatte ich sie gefunden, die Weihnachtslosen — die einzigen stets Weihnachtslosen auf Erden: die Offiziersburtsche, die auf ihren Herrn warten müssen.

Der arme Teufel! Da sah er und sah ganz allein und konnte nicht fort, denn es konnte ja keinem Herrn einfallen, früher heimzukommen; und konnte sich mit nichts beschäftigen, denn das Leben war er nicht gewohnt — und übrigens, welcher gemeine Soldat liebt denn oder versteht es, zu leben? Und sein Christbaumchen glänzte ihm, und was noch schlimmer war, seine Gesellschaft.

Ich schäme mich fast, es zu gestehen, aber ich hatte alle Freude verloren an dem Weihnachtsfeste bei Eh. Da hatte ich endlich die „Weihnachtslosen“ entdeckt, hatte ein Exemplar davon bei der Hand und sollte das nicht benützen, um nach Kräften diesem „Schicksal“ entgegenzuwirken?

Am Hause des Obersten angekommen, ließ ich durch ein Hausmeistersmädchen meine Entschuldigung hinauftragen und eine Indisposition vermelden. Dann schritt ich unter den hell erleuchteten Fenstern, hinter denen es flimmerte und plauderte und laute, daß es eine Freude war, wieder zurück nach Hause. Nach einer Viertelstunde klopfte ich wieder an die Wohnung des Oberleutnants, aber diesmal nicht aus Furcht, sondern an die Thüre. Nihal öffnete und gloschte mich mit erstaunten Augen und offenem Munde an. Er hatte winzige, wasserhelle Schweins-äuglein ohne Wimpern, einen sehr großen Mund mit ineinander geschobenen gelben Zähnen, struppiges rotes Haar, eine Gurlennase, den grünlichbleichen Teint des Kommissbrotverkäufers und überhaupt das dümmste Gesicht von der Welt. Aber dieser bloß dumme Ausdruck wurde fast verfeinert, als ich ihm sagte: „Ich gehe heute nicht aus, Nihal, weil ich schreckliches Ohren-reizen habe. Mir ist aber allein die Zeit lang und Du sollst mit mir Karten spielen; „Schwarzen Peter“ oder „Mariage“ wirst Du doch kennen? — Und da hab' ich Kasse, Sardinien, Cigarren, zwei Flaschen Wein und Thee und Rum mitgebracht. Gib Spiritus unter den Samowar des Herrn Oberleutnants. So!“

Am nächsten Morgen kam G. lachend zu mir. „Na, wie geht's, Patient? Sage mir nur, was ist Dir eingefallen — mit einem Menschen wie mein Nihal Mariage zu spielen!“

„Ich kenne kein traurigeres Gefühl, als am Christabend allein zu sein,“ sagte ich, „und da ich nicht in Gesellschaft gehen konnte, ließ ich mir den Burtschen aus.“

„Aber, Alter, hättest Du mir ein Wort gesagt, ich wäre bei Dir zu Hause geblieben!“

„Ja,“ dachte ich bei mir, „dann wäre aber wieder einer im Vorgimmer geblieben — allein und — weihnachtslos!“

Die neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Porträt S. 244.)

Am 4. November des Jahres 1888 ist nach vierjähriger Herrschaft die demokratische Partei der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Republikaner in aufregungsvoller Wahl-schlacht besiegt worden und wird nunmehr am 4. März 1889 die Staatsgewalt an ein neues Präsidium übergehen. Europa war an dem Ausfall der diesmaligen Wahl durch Handels-interessen besonders beteiligt, weil der Präsident Cleveland sich für zukünftige Ermäßigung des Zolltarifs ausgesprochen, während sein Nachfolger Harrison die gegenwärtigen hohen Schutz-zölle beizubehalten strebt. Die Vereinigten Staaten werden sich also nach wie vor gegen die Einfuhr europäischer Erzeugnisse mög-lichst abschließen.

Benjamin Harrison, der 23. Präsident der Vereinigten Staaten seit der Gründung der Republik, ist in North Bend, einige Meilen südlich von Cincinnati, Ohio, am 20. August 1833 als Sohn John Scott Harrisons geboren. Sein Urgroß-vater gehörte zu den Männern, welche die Unabhängigkeitserklärung unterschrieben; sein Großvater war der 9. Präsident der Vereinigten Staaten und starb während seiner Amtszeit im Jahre 1841. Den ersten Unterricht genos Harrison in der Distriktschule seines Heimatortes. Als er dort alles gelernt



Benjamin Harrison,
der neue Präsident der nordamerikanischen Republik.

hatte, was zu lernen war, bezog er als Knabe von fünfzehn Jahren die Miami University zu Oxford, Ohio, wo er bereits nach Ablauf von drei Jahren die Abgangsprüfung mit Ehren bestand, um sich sodann in Cincinnati dem Protostudium der Rechtsgelehrsamkeit in dem Bureau von Bellamy Storer zu widmen. Noch nicht volljährig, wurde der junge Harrison zur Advokatur zugelassen, und obgleich ohne pekuniären Rückhalt, besaß er Mut genug, um zugleich mit Aufnahme der Gerichtspraxis in den Ehestand zu treten. Als Benjamin Harrison zum erstenmale von dem Stimmrecht des amerikanischen Bürgers Gebrauch machen konnte, war er bereits Familienvater. In dem nämlichen Jahr verlegte der jugendliche Rechtsanwalt seinen Wohnsitz nach Indianapolis, und dieser Stadt blieb er treu bis auf den heutigen Tag. Lange Zeit lebte Harrison mit seiner Familie in bescheidenen Verhältnissen, allein er entwickelte so ungewöhnliche Eigenschaften, daß er bald eine an-

gelebene Stellung als Advokat einnahm. Als der Bürgerkrieg ausbrach, warb er auf Veranlassung des Gouverneurs Morton eine Compagnie an, zog ins Feld und avancierte schnell zum Kapitän und Oberst des 70. Indiana-Regiments, ohne indeß besonders hervorzutreten. Erst am 23. Januar 1865 zeichnete er sich bei Vicksburg so aus, daß General Hooker ihn noch an demselben Tage zum Brigadier machte. Harrisons Wehese war nichts weniger als kriegerisch, und seine Kameraden hielten mit Witz über die komische Erscheinung des kaum dreißig Jahre alten Generals durchaus nicht hinter dem Berge. Breite Schultern, kräftige Arme, kurzer Nacken und kurze Beine, sonst schmal, fast knabenhaft aussehend, fiel er um so mehr auf, als er stets ein großes Pferd ritt. Auf der andern Seite erfreute er sich aber des vollen Vertrauens seiner Soldaten. Was ihm an Kriegskunst fehlte, ersetzte er durch ein scharfes Auge in der unter Umständen schwierigen Kunst des Fouragirens. Nach Beendigung des Krieges, aus dem er unberührt heimkehrte, nahm Harrison in Indianapolis sofort seine Advokatur wieder auf. Bis 1868 war er als amtlicher Bearbeiter der Entscheidungen des Oberstaatsgerichts von Indiana thätig und mittlerweile ein einflußreicher Politiker geworden. Das sollte sich besonders zeigen, als er 1876 nachträglich als Gouverneurskandidat aufgestellt wurde, nachdem Gouverneur Orth, der reguläre Kandidat der republikanischen Staatskonvention, sich aus dem Wahlkampfe zurückgezogen hatte. Er unterlag freilich, blieb aber seitdem eines der angesehensten Haupter seiner Partei und wurde 1880 Bundes-senator. Als jedoch 1886 die Republikaner wohl den Staat erlangten, die Legislatur aber einbüßten, verlor auch er seinen Sitz im Senat, wo er sich als scharfer Dialektiker und geschickter Redner einen Namen gemacht hatte. Als Mitglied des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten wirkte er besonders bei der Anti-Chinesen-Gesetzgebung mit.

Der neue Vizepräsident Levi Parsons Morton ist am 16. Mai 1824 in Shorham, Vermont, geboren, wurde Lehrling, hierauf Verkäufer und Buchhalter in einer Handlung mit gemischten Waren auf dem Lande. Er machte rasch Karriere, wurde im Jahre 1850 Associé der großen Bostoner Firma Beebe, Morgan & Compagnie und siedelte im Jahre 1854 nach New-York über, wo er die Firma Morton & Grinnell begründete. Im Jahre 1863 etablierte er die Bankhäuser Morton, Bliss & Compagnie in New-York und Morton, Rose & Compagnie in London. Letztere waren von 1873 bis 1884 die Fiskalagenten der Vereinigten Staaten-Regierung. Die Morton'schen Firmen gehörten zu den Syndikaten, welche seinerzeit die Ausgaben der Regierungsbonds vermittelten. Die am 15. September 1872 von dem Senats-Schiedsgerichte in der Alabama-Frage festgesetzte Entschädigungssumme, welche England an die



Levi P. Morton,
der neue Vizepräsident der nordamerikanischen Republik.

Vereinigten Staaten zu zahlen hatte (15½ Millionen Dollars), gelangte durch das Morton'sche Londoner Haus zur Auszahlung; ebenso die von den Vereinigten Staaten an England zu entrichtende Entschädigung im Betrage von 5½ Millionen Dollars, welche die auf Halifax tagende Fischereikommission festgesetzt hatte. Im Jahre 1878 wurde Morton zum Regierungskommissär bei der Pariser Weltausstellung ernannt und in das Repräsentantenhaus gewählt. Im Jahre 1880 erfolgte seine Wiederwahl in dasselbe. Die ihm auf der republikanischen Konvention von 1880 angebotene Aufstellung für das Vizepräsidentenamt schlug er jedoch aus. Eine der ersten diplomatischen Ernennungen Garfields war die Morton's zum Gesandten in Paris, welche diesen veranlaßte, von seinem Sitze im Kongreß zurückzutreten. Seiner Verwendung ist die gesetzliche Anerkennung amerikanischer Korporationen in Frankreich zu verdanken. Bei verschiedenen Anlässen war er Vertreter der Vereinigten Staaten,



Der Berg Tarnel. (S. 246.)



Die Unverbesserlichen.

Bei Manchem wird manchmal mir wirklich sehr bang,
Und bei Mancher die Seele beklommen;
Da spür' ich: vergebens sind List und Zwang,
Es ist für jeglichen Herzensfang
Die Schonzeit, ach, gekommen!

Es streift vom Küssen der rote Mund,
Es gibt in der Mengllein Blinken
Kein holdes Spiegelbild sich kund —
Mir aber rinnet die Thräne und
Ich lasse die Flügel sinken.

Doch die ihr also lüthet Verrat
An meiner heiligen Sache:
Der Sühne Stunde sie naht — sie naht,
Der Unterlassungs-Frevelt hat
Folgt einst die furchtbare Rache:

Euch brennen die Tropfen im Herzen fort,
Die meinem Auge entquellen:
Dir, tintenspritzender Blaustrumpf dort,
Und dir, dem in schönen Angelfort
Verbissenen Junggesellen!

Du, ehepflichtvergessener Tropf,
Sollst Blut und Wasser mir schwitzen:
Es soll dir reißen Knopf um Knopf
Für Jede, der du verdröht den Kopf
Und die du einst lassen sitzen!

Ob ihr ins Reich des Wissens flieht,
Ob Rettung ihr sucht bei den Mäusen,
Ob euch der Skat das heiße Geblüt
Soll fühlen: meine Zähne sie glüht
Und senkt euch den einsamen Busen!

so bei der elektrischen Ausstellung in Paris, bei der Submarin-Kabel-Kommission, bei der Uebergabe der Bartholdischen Freiheitsstatue an die Vereinigten Staaten und so weiter. 1881 wurde er von Dartmouth und 1882 von Middleburg zum Dr. jur. ernannt.

Der Berg Karmel.

(Bild S. 244.)

Der Berg Karmel im heiligen Lande, in der Gemeinde Haifa gelegen, ist sehr terrassiert und in einen wohlgegliederten Weinberg verwandelt. Der bei den Eingeborenen übliche Name des Berges, Dschebel Mar Elias, das ist Berg des Herrn Elias, hat die Erinnerung an den israelitischen Propheten treu bewahrt. Der ganze Höhenzug zeichnet sich durch seine Wasserfälle und infolge dessen durch seine reiche Vegetation aus. Letztere wird im Altertum wohl noch dichter und namentlich höher gewesen sein; denn das Wort Karmel bedeutet ursprünglich „Baumgarten“. Diese Eigenschaft sowohl als auch besonders seine hervorragende freie Lage zwischen zwei Ebenen im Süden und Osten und dem weiten Meere im Westen sind gewiß der Grund gewesen, daß die Höhe von uralten Zeiten her als ein heiliger Berg, als Gottes Wohnort angesehen worden ist.

Zur Zeit des Tacitus soll ein Altar auf seinem Gipfel gestanden haben, ohne Gottesbild und ohne Tempel. Vespasianus opferte auf ihm und befragte dabei das Orakel über sein künftiges Schicksal. Seine Grotten und Höhlen dienten heiligen und weisen Männern zur Wohnung; selbst Pythagoras soll ihre Einsamkeit aufgesucht haben, um dort ungestört über die Fragen der Wissenschaft und die Rätsel der Welt nachdenken zu können. Später verbrachten dort christliche Einsiedler in stiller Bescheidenheit und unter frommen Übungen ihre Tage. Die Vereinigung, welche im Jahre 400 der Patriarch Johann von Jerusalem zu Ehren des Propheten Elias durch eine feste Regel unter ihnen schuf, war das Vorbild des Karmeliterordens, dessen Anfänge bis ins zwölfte Jahrhundert hinaufreichen. Unter dem Schutze der Kreuzfahrer entstand ein Kloster, welches auch von Ludwig IX. im Jahre 1252 besucht wurde. Einer der berühmtesten Ordensgenerale war ein Engländer Namens Simon Stod, der siebenzehn Jahre lang in einer Höhle lebte, die am Abhange des Karmel gerade unterhalb des Leuchtturmes gezeugt wird und nun von einer Kapelle umschlossen ist. Das Andenken dieses Mannes, der 1265 starb, steht noch bei den jetzigen Mönchen des Klosters in hohen Ehren.

Als im Jahre 1291 die Kreuzfahrer ihre letzten Besitzungen in Palästina verloren, wurde das Kloster, das an der Stelle des jetzigen stand, zerstört und geplündert und dabei ein großer Teil seiner Inassen getötet. Eine kurze Zeit nachher kauften die unerschrockenen Mönche eine Grotte am Fuße des Karmel, richteten sie zu ihrer Wohnung ein und erbauten sich daneben eine kleine Kapelle. Aber im Jahre 1635 wurden sie von den feindseligen Musulmanen ermordet, die nun von der Grotte Besitz ergriffen und sich seitdem in derselben behauptet haben. Sie unterhalten dort ewige Lampen zu Ehren des „Elias“, und jahraus jahrein wird die Stätte von einer großen Anzahl von Pilgern verschiedener Glaubensbekenntnisse besucht.

Interessante Bücher.

Ein ganz reizendes Werk ist „Aus Amors Werkstatt“, ein Bilderbuch für Liebende (Berlin, Hof-Kunst-Institut). Der hübsche Band in Albumform bringt prächtige Arabesken von Paul Heydel, wie unser Probebild S. 245 das zeigt, geistvolle, pikante, lustige Zeichnungen von der Schalkhaftigkeit und den Kümernissen Amors mit lustigen Versen von dem bekannten Humoristen R. Schmidt-Cabanis. — Für die Kleinen und Kleinsten sorgt dieses Jahr, wie bisher immer, auch der allbekannte Bilderbuchverlag von K. F. Schreyer in Göttingen. Das sind einmal farbenprächtige Sachen, so vor allem „Die Krippe“, bestehend aus drei Teilen zum Aufstellen und Zusammenklappen. Das Buch, wie die schönste Theaterdekoration wirkend, dürfte ganz besonders überraschen, wenn es an dem Tannenbaum aufgestellt würde. Die Zeichnung und Farbengebung ist so schön, die Gruppierungen so interessant, daß selbst Erwachsene an dem Werk Freude haben werden. Dann müssen wir noch auf ein großes Ziehbildbuch aufmerksam machen, bestehend aus acht beweglichen Bildseiten von dem für dies Genre besonders begabten Lother Reggenborfer und begleitet von hübschen Versen. Die Ziehbilder sind überraschend und durchaus komisch und werden den Kleinen großes Vergnügen machen. Ebenso prächtig in Farben und überreich in Erfindung ist das Bilderbuch zum Aufstellen: „In Großvaters Garten“, gleichfalls von L. Reggenborfer. Hier haben die Kleinen einen bunten Reichtum von Szenen vor Augen, durchgängig gute Zeichnungen von Menschen, Tier- und Naturleben in meist heiteren Zusammenstellungen, die ihnen stundenlang Unterhaltung, Belehrung und Belustigung gewähren werden. Allerlei und sehr reichhaltig ist auch desselben Verlegers lustiger „Kinderkalender“, von Reggenborfer mit Illustrationen ausgestattet in äppigem Farbenschema und versehen mit Kalendarium, Geschichten, Skizzen, Gedichten, Anweisungen für Beschäftigung und Arbeiten an langen Winterabenden und vielerlei anderen hübschen Dingen. Beigegeben ist dem Kinderkalender noch eine Art Panoramabild von Reggenborfer, einen lustigen Tag ergötlich darstellend. — „Reisbüchchens Zeitvertreib“ betitelt sich ein schönes Bilderbuch, ebenfalls für das erste Alter, im Verlage von M. Heinis in Bremen. Das Buch zeigt 50 sehr feine Bilder von dem in dieser Richtung bewährten O. P. Mohr nebst 45 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Das Buch ist originell und künstlerisch schön in seinen Zeichnungen. — In gleicher Weise künstlerischen Charakter trägt das Werkchen „Jugendluft“ von Frey Reiz (Leipzig, Reizner & Buch). Trolliche Szenen aus dem Kinderleben mit Reimen von Fr. Erd. Reiz hat hier wirklich Ausgezeichnetes geleistet. — Für eine etwas höhere Altersstufe ist das schöne, statliche Buch: „Unterricht im Tierreich“ von Anna Viebold, mit Bildern von H. W. Schmidt (Leipzig, E. Tietzmeier) berechnet. Die Kleinen finden hier fein ausgeführte, herrlich kolorierte Szenen und Porträts aus der Tierwelt, haus- und landwirtschaftliche und Feldtiere mit hübschem Text in Belehnendem, Erklärendem, Fabeln, Sprüchen und sogar

pädagogisch aufgestellten Fragen und Antworten. — Für ein etwas reiferes Alter hat Oskar Höder, der bekannte Jugend-Schriftsteller seine beiden recht umfangreichen Bücher: „Die Turmküste von Köln“, eine Erzählung aus dem rheinischen Kaufmannsleben im sechzehnten Jahrhundert (Berlin, Nebling), und „Am Hofe der Medici“ (der gleiche Verlag), Erzählung aus der Blütezeit des italienischen Städtelebens, berechnet. Beide Werke sind ebenso spannend wie gut geschrieben, farbig, belehrend und amüßant und beide mit schönen Vollbildern nach Originalzeichnungen von Otto Lau und anderen bekannten Meistern geschmückt. Die Ausstattung dieser Bücher ist elegant und in die Augen fallend. — Nächstlichen Charakter trägt auch das Werk: „Großstadtkinder“ von J. Pederjani-Weber (derselbe Verlag), nur ist hier die Tendenz etwas mehr hervorgehoben. Das Buch enthält eine Fülle gut verarbeiteten Stoffes aus dem Leben einer Weltstadt und wird die reifere Jugend ungemein interessieren. — Georg Ebers ist nicht nur in Ägypten und in der alten Welt zu Hause, das hat er bewiesen durch seine Romane: „Ein Wort“ und „Die Frau Bürgemeisterin“, welche in der neueren Zeit in Holland und Deutschland spielen. Die neueste Schöpfung des berühmten Erzählers und Lieblingsautors des deutschen Volkes: „Die Gred“ (Margarithe), (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) spielt in dem alten Nürnberg zur Zeit der Blüte der mittelalterlichen, mächtigen Handels- und Kunststadt. Das Buch ist ein Kunstwerk, wie das nicht anders von Georg Ebers zu erwarten. Es ist ein farbenprächtiger Hintergrund des altreichstädtischen Lebens, auf dem sich die Erzählung aufbaut, welche durch die außerordentlich feine und interessant gemalte Holzschnitte in aller Herzen einbürgern und die tiefste Teilnahme erregen wird. Nicht ohne Grund wird dieser Schriftsteller so sehr von der deutschen Familie geschätzt. Neben der Fülle belehrenden Materials enthalten auch seine Romane tiefe Herzenskünde und einen vornehmen, feinen Geist, der den Leser erhebt, indem er ihm doch dabei durch Unterhaltungskraft, Spannung und treffliche Charakterzeichnung einen edlen Genuß bereitet. — Ein prächtiges Geschenk für den Familien-Bücherkammer ist auch die „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“ (Freiburg, Herder), von welcher der neueste Band: — „Ägypten“, „Babylonien“, „Ägypten einst und jetzt“, „Nach Ecuador“, „Die Sudanländer“, „Der Amazonas“ — möchten wir nur von den Büchern namhaft machen — „Das Mittelmeer“ von A. v. Schweizer-Verchenfeld uns jetzt vorliegt. Dieser stattliche, mehr als dreihundert Seiten starke Band gibt eine Schilderung des Mittelmeeres, seines Klimas, seiner Vegetationsverhältnisse, der Volksbewegungen an seinen Ufern im Altertum und der heutigen Völkerverhältnisse an diesem Meeresbecken, dann eine Beschreibung der Inseln und schließlich des Handels und des Verkehrs auf seinen Gewässern dar, daß wir ein besseres und vollständigeres, für das große Publikum berechnetes Werk nicht kennen. Der Autor ist nicht nur ein sehr kenntnisreicher Forscher, er versteht auch sehr interessant und farbig darzustellen. Der Verleger hat das Buch sehr gut ausgestattet und durch fünfundsünzig Illustrationen und eine farbige Karte wesentlich bereichert. — Ein sehr hübsches Geschenk für Knaben und Mädchen bis zum Alter von 16 Jahren etwa ist „Feierstunden“. Neuer Hauschat für die deutsche Jugend (Münch, Löwenhorn). Eine Sammlung von kleineren Erzählungen, Gedichten, Aufsätzen mannigfaltigen Inhaltes: Reisen, Geschichten, Handel, Naturwissenschaften, von guten Autoren, mit zahlreichen, vorzüglich farbigen Bildern. Das stattliche Buch ist sehr gut ausgestattet und macht einen höchst gediegenen Eindruck. — Zum Schluß möchten wir noch auf ein schönes Volksbuch hinweisen: „Geldauter“, von Louise Schneider-Weil (München, Schweizer), das in prächtiger Charakterzeichnung und gemütvoller Darstellung die Schicksale eines Schwabenmädchens schildert und durch gesunde Frömmigkeit völlig dem erstrebten Zweck entspricht. Das Werkchen wird sicher für die Kreise des Volkes als Weihnachtsgeschenk sehr gern entgegengenommen und lieb und wert gehalten werden.

Aus Natur und Leben.

Offiziere jüdischen Glaubens.

Kürzlich ging eine Notiz durch die Blätter, daß der in Laibach verstorbene Oberst Adolf Beer „der einzige Jude“ gewesen sei, der in der österreichischen Armee es bis zu diesem Range gebracht. Anschließend an diese Notiz bringt nun ein Blatt folgende Mitteilungen: „Es gibt keine Armee eines größeren europäischen Staates, wo Offiziere jüdischen Glaubens nicht den höheren Offiziersrang im Laufe unseres Jahrhunderts öfter oder seltener erreicht hätten, mit Ausnahme natürlich derjenigen Staaten, wo es fast keine Juden gibt (wie in Schweden und Spanien). Auch von den kleineren Staaten wären in dieser Beziehung nur die neueren orientalischen Staatengebilde, wie Rumänien, Serbien und so weiter auszunehmen. Nicht nur Oberste, auch Generale gibt es heute schon zahlreiche, die dem Glauben der Erzpäter angehören, und da ragt in erster Reihe das französische Heer hervor, in dessen Stände zurzeit nicht weniger als sechs Generale mosaischer Konfession zu zählen sind, darunter zwei Divisionsgenerale, also in Frankreich nach dem Marschallrang, den dort heute nur noch drei Generale im ganzen bekleiden, im Militär die höchste erreichbare Stufe. Diese sechs sind: die Divisionsgenerale Leopold Sze (ein alter erprobter Feldherr, zugleich Kommandant der 20. Armeedivision) und Aimé Lambert, eine hochgeachtete militärische Kapazität, vor einigen Jahren Platzkommandant von Paris, später Generalkommandant der französischen Streitkräfte in Tunis. Dann die Brigadegenerale Levy (Artillerie), Justin Brisac (General der Kavallerie, vielfach ausgezeichnet), Bernard Abraham und der General Dinsin (letzterer als General der jüngste). Und Oberste gab es wenigstens schon ein Duzend im französischen Heere, auch zurzeit noch acht, die Juden sind. Es seien von diesen Obersten nur der kürzlich verstorbene Oberst Abraham Auguste Samuel vom Generalstab, der Artillerieoberst Koch, Oberst Salvaador, Oberst Gahen, der Oberst Blum und andere erwähnt. In der belgischen Armee wurde in diesem Jahre der erste General jüdischen Glaubens in der Person des Infanteriegenerals Fy ernannt, ebenso vor einigen Jahren der erste in der italienischen Armee: General Giuseppe

Ottolenghi. Oberste gibt es in letzterer außerdem noch zurzeit fünf, darunter der Infanterieoberst und Professor an der Militärhauptaekademie Cesare Rovighi, dann Oberst Leone Artom und so weiter, und es ist bekannt, welche bedeutende Rolle der Oberst Enrico Guastalla (der nachherige Deputierte im italienischen Parlament), einer der tausend Helden von Mariala und Adjutant Garibaldis, in dessen Befreiungskämpfen spielte. In der englischen Armee gab es sogar schon im vergangenen Jahrhundert einen jüdischen Obersten, Colonel Frank in Kanada, später Adjutant Washingtons. Ein Verwandter Montefiores, desselben Namens, steht gegenwärtig ebenfalls als Oberst in London in Garnison, ebenso der Oberst Goldsmith. Sogar in Rußland erreichte schon ein tüchtiger jüdischer Militärarzt — allerdings also nicht im Stände der eigentlichen combattanten Armee — der jetzige Garnisonchirurg in Kiew, Medem, den Generalrang. In Dänemark hatte der 1885 verstorbene Dr. Noah Salomon als Generalarzt nicht nur Generalrang, sondern war erster Chefarzt der gesamten königlich dänischen Armee. Von aktiven Stabs-offizieren im preussischen Heere hat der königlich preussische Artilleriemajor Arno Burg sich insofern einen Namen gemacht, als er der erste jüdische Offizier im stehenden Heere Preußens war, der, ohne jenen Glauben zu verlassen, es so weit gebracht. In der königlich bayerischen Armee ist der ebenfalls schon verstorbene Major Frank zu nennen. Nebenbei sei auch erwähnt, daß der jüdische Bantier und österreichisch-ungarische Konsul Obermajor zu Augsburg infolge seiner militärischen Tüchtigkeit sich in der bayerischen Landwehr bis zum Obersten aufgeschwungen hatte. Auch in der Marine bekleideten jüdische Offiziere sowohl in England als in Holland und Amerika sehr hohe Stellungen. Uria Levi war „Commodore of the Navy of the United States“ und General Marchena (ebenfalls Jude, auch dem Glauben nach) sogar eine Zeit lang Kriegsminister der Republik San Domingo. Und um auch endlich der mitgeteilten Ansicht, als ob der verstorbene Oberst Beer bisher der einzige jüdische Oberst in der österreichischen Armee gewesen wäre, entgegenzutreten, sei erwähnt, daß Markus (nicht Gustav) Weiß als Oberst schon vor circa fünfzehn Jahren in Agram verschieb, wo er auf dem dortigen jüdischen Gottesacker ruht, daß der einstige Platzkommandant von Venedig, Oberst Adolf Vinski, auch Jude blieb, und daß sogar in der Marine der dem Glauben seiner Väter treu gebliebene Moriz Ritter v. Funt (derselbe, schon 1871 wegen seiner Verdienste mit dem Leopoldorden dekoriert, lebt noch, pensioniert, in Triest) es bis zum Linienflottillkapitän gebracht hat. Oberst Beer war also durchaus nicht der erste oder einzige jüdische Oberst in der österreichischen Armee. Ob der Contreadmiral Tobias Fehr v. Oesterreicher (Triest) und der Linienflottillkapitän Ritter v. Herzfeld noch dem israelitischen Glauben angehören, ist unbekannt. Seit kurzem zählt jene Armee auch einen General jüdischen Glaubens, allerdings nur im ärztlichen Corps, den Generalarzt Michael Waldstein. Dieser ist wirklich der erste Israelit mit Generalrang in der österreichisch-ungarischen Armee. Daß es in dieser gemeinsamen Armee eine sehr stattliche Anzahl tapferer und bedeutender Feldherren jüdischer Geburt oder Abstammung gegeben und gibt, weiß jedermann und seien hier nur genannt: die Feldmarschallleutenants Baron v. Joelson, Salomon, v. Friedberg, Pollak v. Klumberg, Tiller v. Trunfort, Freiherr v. Henikstein, Singer, Freiherr v. Isaacsohn, der jetzige Statthalter von Böhmen Feldmarschallleutnant Freiherr v. Krauß und so weiter.

Das Erbschreden.

Einen interessanten Beitrag zu der bekannten Thatsache, daß der Schreck die verschiedensten Funktionen und Fähigkeiten des Körpers in ganz außerordentlicher Weise beeinträchtigen könne, liefert Dr. Karl Hellmuth in der „Internationalen Klin. Rundschau“ mit folgendem Falle: Abschneiden eines Jopfes, acht Tage dauernde Sprachlosigkeit. Am 22. August 1884 sah gegen 2 Uhr nachmittags die fünfundsünzig Jahre alte Bäuerin Marie K. aus Rimowitz an der Schwelle ihres Hauses, wobei sie ihr drei Monate altes Kind hüllte. Sie war allein zu Hause, denn die übrigen Angehörigen waren auf dem Felde beschäftigt. Plötzlich hat dieselbe auf dem Boden ein Geräusch wahrgenommen, und als sie sich in der Richtung umgesehen hatte, bemerkte sie einen schwarzen Gegenstand vom Boden durch eine Fallthüröffnung hinter ihren Rücken fallen. Bereits in demselben Momente fühlte sie, wie dieser Gegenstand — eine ganz schwarz eingeküllte Person — sie bei einem langen, frei über den Rücken hängenden Jopfe gefaßt und ihr denselben abgegriffen hatte. Infolge dieses Schredens verfiel dieselbe in Ohnmacht, der Säugling fiel, ohne sich zu verletzen, auf den Boden. Wie und auf welche Weise und wohin sich dieses Geipent entfernt hatte, weiß die Ueberfallene nicht anzugeben. Da seit dieser Zeit Marie K. vollständig die Sprache verloren hatte und bloß schriftlich mit den Angehörigen sich verständigen konnte, erstattete hierüber das Gemeindegemeindeamt die pflichtmäßige Anzeige. Marie K. lebte mit ihrem Ehemann in beständigem Zwist und besonders hat derselbe unzählige Male mit den Schwiiegereltern derartige Auftritte erlebt, daß er wegen Ehrenbeleidigung oder Gewaltthätigkeit geklagt wurde und darüber vor Gericht sich verantworten mußte. Deshalb wurde allgemein dafür gehalten, daß jenes schwarze Geipent der Ehemann selbst sei, andere meinten aber, daß die Mutter es war, welche den Verdacht auf den Ehemann lenken und damit bezwecken wollte, daß derselbe bestraft werde. Noch an demselben Tage habe ich die Ueberfallene untersucht und habe nirgends an ihrem Körper irgend eine Verletzung sicher stellen können. Etwa 5 Centimeter von der Kopfhaut war der linke Jopf abgeschnitten. Die Untersuchte ist vollständig sprachlos und kann nur schriftlich alle ihre Wünsche, sowie den ganzen Vorfall mitteilen. Anfangs habe ich vermutet, daß eine Simulation hier vorhanden ist, allein alle in dieser Beziehung eingeleiteten Proben bestätigten den Verlust der Sprache, und selbst als die Ueberfallene in Chloroformnarkose und in einem tiefen Schlafe bedeutend gereizt und mit Nadeln tief gestochen worden ist, konnte sie bei der Neuerung einer bedeutenden Empfindung eines großen Schmerzes keinen Laut von sich geben. Bei der täglichen Anwendung des konstanten Stromes kehrte den neunten Tag die Sprache zurück.

Der Hofstaat des Papstes.

Der Hofstaat des Papstes erscheint, nach französischen Blättern, imposant genug. Der Vatikan enthält 11,500 Gemächer. Der Papst (somo pontifice), die Kardinäle und die Prälaten des Palastes (cardinali palatini, prelati palatini), die Geheimen Kämmerer (camerieri segreti), Geheimen Kapläne (capellani segreti), der Monsign. Sacristan und der Vorkämpfer der päpstlichen Kanzlei, auch ein Konfignore, bilden „das Heilige Collegium“ (nach dem italienischen Hofkalender «Il Palmaverde», Abteilung: «Santa sede Apostolica»). Nach dem letzten «Annuaire du Vatican» besteht das Haus Leo's XIII. aus folgenden Personen: 20 Kammerdienern (major domus), 120 Hausprälaten, 170 Geheimkämmerern, 6 Kämmerern «de cape et d'épée», 30 Offizieren der Nobelpolizei (Generalstab) und 60 Gardisten, 130 überzahligen Kämmerern «de cape et d'épée», 200 Extra-Chrenkämmerern, 14 Offizieren der Schweizer und Palastgarde, 7 Ehrenkaplänen, 7 auswärtigen Ehrenkaplänen «extraurbains», 20 Geheimkämmerern, 10 Intendanten und Stallmeistern, 50 Thürhebern und so weiter. Im ganzen gehören 1160 Personen dazu, denen man auch noch zuzählen muß „das Heilige Collegium“, die «Monsignori».



Aus allen Gebieten.

Reliefphotographie.

Minimale Höhenunterschiede, die gerade noch für ein Druckverfahren genügt, hat man bereits seit längerer Zeit durch die Belichtung von Asphalt- und Chromgelatineplatten erzielt. Neuerdings ist es aber dem Photographen Herr in Weichenburg im Elbth. gelungen, durch ein zunächst noch nicht bekannt gegebenes Verfahren „Reliefphotographie“ bis zu fünf Millimeter Höhenunterschied herzustellen. Von ihm gefertigte Reliefs in Gips, Wachs, Metall stellen nicht bloß Ornamente, sondern auch Landschaften und Porträts nach Zeichnungen und nach der Natur mit größter Treue dar. Damit ist nun die mühselige Arbeit des Grabstichs zum guten Teile durch ein mechanisches, äußerst billiges Verfahren ersetzt, und es werden fortan Modelle für Porzellan- und Glasbilder, für Eisenverzierungen, für goldene und silberne Medaillen, für Porträts in Gips und Bronze und so weiter mit Leichtigkeit hergestellt. Eine merkwürdige Verwendung der neuen Lichtbilderei sah unser Gewährsmann vor kurzem, als Professor Guting aus Straßburg einige seiner auf Löschpapier abgedruckten, in Arabien gesammelten Inschriften in Gips nachformen ließ, gewiß ein ausgezeichnetes Mittel, den flüchtigen Abdrücken Dauer und Originaltreue zu sichern.

Prüfung der Butter.

Nach Professor Taylor vom Ackerbauamt in Washington kann man echte von nachgemachter Butter dadurch unterscheiden, daß man einige Tropfen Schwefelsäure mit ein wenig Butter vermischt. Ist die Butter echt und rein, so wird sie zuerst eine dunkle, weißlich gelbe Farbe annehmen, später aber rot werden wie ein Ziegelstein. Wenn die Butter Oleomargarin oder Kunstbutter aus Rindsfett ist, so wird sie zuerst wie ein klarer Bernstein aussehen, nach Verlauf von zwanzig Minuten aber eine tiefe carmoisinrote Farbe annehmen. — Ein noch einfacheres Mittel besteht nach der „Fundgrube“ darin, daß man die Butter auf ein Stück Schreibpapier streicht, dieses zusammenrollt und anzündet. Ist die Butter rein, so entwickelt sich ein angenehmer Geruch, ist sie mit tierischen Fetten gemengt, so riecht sie nach verbranntem Talg.

Rezepte.

Dokumententintenextrakt. 50,0 Galläpfelgerbstäure, 20,0 entwässertes schwefelhaftes Eisenoryd, 10,0 dt. Orpud, 20,0 Zucker, 4,0 Anilinschwefelblau 1 B + pulvert man groblich, mischt und verabreicht in einer Blechbüchse. Die Gebrauchsanweisung lautet: Man schüttet den Inhalt der Büchse in einen irdenen Topf, übergießt hier mit 1 Liter heißen Regenwassers und rührt, bis alles gelöst ist. Nach dem Erkalten fällt man die Tinte auf Flaschen. Die fertige Tinte schreibt blau und wird rasch schwarz.

Schwarze Anilinschultinte. 5,0 Anilinschwarzpulver, 30,0 Zucker, 1000,0 ausgekochtes destilliertes Wasser. Bereitung wie bei der vorigen. Es ist dies die billigste, jetzt überall gebräuchliche Schultinte.

Damespiel.

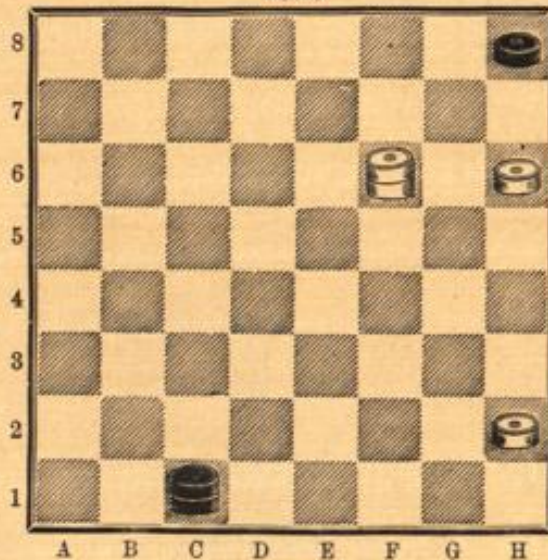
Literatur. Der Freund des Damespiels. Selbstan zur Erlernung der wichtigsten Arten des modernen Damespiels. Verfaßt von Jean Dufresne. Verlag von A. Hartleben in Wien. (Preis 3 A.) In diesem Werke werden die Regeln mit großer Ausführlichkeit vorgetragen und durch Beispiele erläutert. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der älteren Spielart, welche wohl als die tiefste und schwierigste bezeichnet werden kann, in England und in den Vereinigten Staaten bis auf den heutigen Tag heimisch ist und dort in klassischen Werken die höchste ihrer überaus charakteristischen Theorie niedergelegt hat. Im zweiten Abschnitt kommt die polnisch-französische Spielart an die Reihe, welche auf holländischem Boden seit dem Jahre 1727 sich eingebürgert hat und ebenfalls eine wertvolle, reichhaltige Literatur besitzt. Derselbe ist gegenwärtig in Deutschland sehr beliebt und verbreitet. Man

bedient sich jedoch bei uns des 64felderigen Brettes und beobachtet die französischen Regeln, abgesehen von gewissen Abweichungen, welche der dritte Abschnitt mit besonderer Sorgfalt darlegt. Der vierte enthält die Regeln der „Schlagdame“.

Jede Spielart wird von erläuterten Partien und bildlich vorgeführten Aufgaben begleitet. Vortreffliche Beiträge haben die ausgezeichneten Kenner des Damespiels, die Herren Gustav Schneider und Hans Ullrich in Wien dem Verfasser zur Verfügung gestellt. — Dem vom Verleger vorzüglich ausgestatteten Buche entnehmen wir folgende Aufgabe:

Aufgabe Nr. 5.

Schwarz.



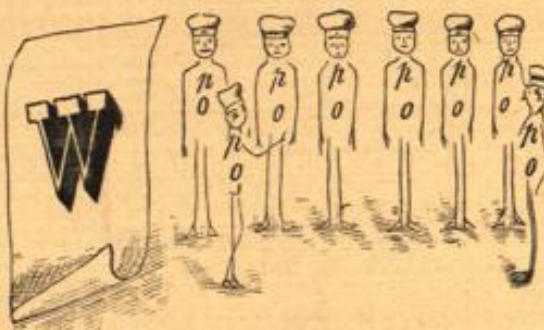
Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 4, Seite 198:

- | | |
|------------------|------------------------|
| 1) D4 - E5 . . . | 1) D. A7 - H4 + +. |
| 2) G5 - H6 . . . | 2) D. H4 - K7 +. |
| 3) H6 - B8 + + + | wird Dame und gewinnt. |

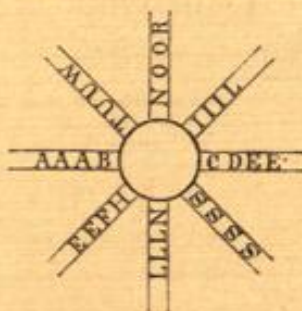
Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 222:

Graben und haben macht rote Baden.

Geographisches Sternrätsel.



Ist die richtige Ordnung der Buchstaben in der vorstehenden Figur gegeben und in die Mitte der zugehörige, bei jedem der vier Wörter gleiche fünfte Buchstabe gefunden und eingesetzt, so erhält man die Namen für:

- eine Straße zwischen zwei Inseln im Mittelmeer,
- eine Stadt in England,
- einen Fluß in Rußland,
- eine Provinz Preußens.

Auflösung der vierfüßigen Charade Seite 222:

Eulenspiegel.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 222:

O Gott, wie war mein Herz so blind,
Daß ich mich jagend so verirrt!
Ich rief ein' mal Vater's Kind!
Des Vaters Wort hat mich bekehrt.

Ja, Gott, du bist mein Vater tren!
Ich geh' als Kind mich tren dir hin;
Und ob ich wein', ob ich mich freu',
Stets bist du in meinen Händen bin.

„Amaranth“ von C. v. Redwitz.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. O. R. in B. Seien Sie vorsichtig. Wenn man durchaus erobern will, ist es nötig, keinen „Freund“ sorgsam zu prüfen. Hr. Ottilie Gehring in Memel. In diesem Fall sehen Sie der Farbe etwas Summi arabicum-Schleim bei. Die gelbliche Färbung desselben wird auch der jastischen Farbennuance nicht schaden. Frau Anna Gänther in Kassel. Nicht ohne Genehmigung des Vormundes nach den deutschen Gesetzen. Das fällt natürlich bei einer Wiederüberzeugung fort.

Abonnent in Korbachthal. Sollte das in Galtz nicht zu haben sein? Fragen Sie doch in den Apotheken dort an.

Hrn. J. Martin in Berlin. Auch diesmal findet wieder noch ein internationales Schlittschuhlaufen in Amsterdam statt. Weshalb nicht, so gut wie jede andere Nationalität.

Hr. Sidonie Ball in Tiflis. Die Meile Ihres Adoptivlandes sind mindestens so gut als die von Ihnen bezeichneten und haben sicherlich dieselbe Kraft. Weshalb in die Ferne schweifen!

Hrn. G. Nord in B. Diese ganz freigeistigen Fragen aus der gärtnerischen Technik kann Ihnen nur ein Gärtner beantworten, der Bodenverhältnisse, Lokalklima und so weiter genau kennt.

Hrn. H. R. in Braunschweig. Wichtig geraten; Ihr Brief war jedoch nur mit einer Dreipennigmarke frankiert, was Ihnen leicht hätte Ungelegenheiten bereiten können.

Hrn. A. V. in Hamburg. Bedenken Sie sich mit dieser Frage, die einer sehr eingehenden technischen Anweisung bedarf, an die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Röhren.

Hr. D. in Köln. Der Scherz ist ja so überaus harmlos, daß wir glauben, selbst der empfindlichste Nationalkämpfer könnte daraus nichts finden.

Hrn. G. M. St. in U. Wir haben nur eine Andeutung, aber nie einen derartigen ausführlichen Artikel über die Fabrikation gebracht. Hr. R. W. in Pömmen wünscht zu erfahren, wo man drei- bis vierzählige astronomische Fernrohre bekommt.

Hrn. G. M. in A. wünscht Bezugsquellen für die jüngst hier eingeführten chinesischen Rasierklingen.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden u. sind zu- gegangen von: Hr. Sophie Antonius, Schäßberg; Luise Edhardt, Raumburg; Johanne Riengle, Ulm; Frida Meyer, Bremen; Hanna Harms, Adin; Ottilie Jankowich, Potsdam; Antonie Garre, Berlin; Emma Sand, Strahburg; Hannchen Kober, München; Frau Susanne Emer, Bern; Helene Rehr, Graz; Hrn. A. Heller, Innsbruck; V. Weise, Konstantinopel; G. Winick, Kassel; H. Maul, Bamberg; Weil, Rothbach; G. Bauer, Zürich; H. Grothe, Alfenstein; Jakob Daffner, Frauautern; Sergeant Tepler, Düsseldorf; C. Traugott, München; D. Sperber, Halle; C. Riesling, Berlin; J. Goffin, Breslau.

Anfragen.

3) Bezieht Sublimationslösung Holzwürmer, wenn die Flüssigkeit in die Spuren des Wurmfraßes gegossen wird?
Abonnent in Brüssel.

Antworten.

Auf 5): In den meisten Fällen ist der unechte Meeresschaum bedeutend schwerer als der echte. Eine Silbermünze bringt auf dem echten Meeresschaum einen grauen Strich hervor, während der echte Meeresschaum meistens diesen Strich nicht gibt. Die Oberfläche des echten Meeresschaums erscheint unter dem Mikroskop weniger gleichartig als die des unechten.

Auf 6): Ist die Färbung in sorgfältiger Weise mit echten Farbstoffen ausgeführt, so wird eine etwaige Entfärbung jedenfalls doch nur so gering sein, daß sie auf eine größere oder geringere Anwendung der gefärbten Stoffe ohne Einfluß ist.

Auf 8): Ja, falls der Wurm dann von dem imprägnierten Holz freit.

Redaktion: Otto Baish und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Sieben ist erschienen:

Die Ered.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

2 Bände. Preis gebunden in illustriertem Umschlag 10 Mark;
in feinstem Original-Einband 12 Mark.

Dieser neue Roman von Georg Ebers führt den Leser nicht wie mancher seiner Vorgänger in das alte Ägypten, sondern spielt in Nürnberg, der an Glanz und Ehren reichen deutschen Heimstätte tüchtiger, freier Bürgerfreier, des Handels, der Kunst und des Handwerks. Ein Familienroman in des Wortes voller und guter Bedeutung ist diese „Ered“, und die Ered (Marquitta) Schöpperin eine Gestalt, die jedes Deutsche und vormalig der Frauen und Mädchen Freundin und Vorbild zu werden verdient, weil sie ein Schöner, sondern ein wahres, echtes, mit warmem Lebensblut erfülltes Menschenkind ist, weil sie, der es nicht an menschlichen Schwächen fehlt, der Wille zum Guten nie ausget, weil sie so vieles in ihr vereint, was in der Natur der deutschen Frau liebtenswert, gut und groß ist. Auch ein reiches Kind ihrer Zeit dürfen wir sie nennen, und dazu hervorheben, daß der Verfasser es wiederum verstanden, während er die Schilderung eigenartiger und interessanter Menschen in hehler Weise behandelte, ein wohl abgerundetes, lehrreiches Kulturbild der Zeit zu gestalten, in die er seine Erzählung verlegt. — So ist denn dieser neue Roman ein Werk, welches Herz und Geist befruchtet und den Leser zu gleicher Zeit mit vollkommenem Lektüreffort bereichert. Es sollte und wird in jeder gebildeten deutschen Familie die langen Winterabende, die der jähren Weihnachtszeit folgen, durch den reichhaltigen Genuß einer edlen und dabei gemüthlichen Dichtung verschönern helfen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Überall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Auflage 552,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem in einer Uebersetzung in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. 3 jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das jüngere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Bezeichnungen für Weiß- und Buntwäsche, Namens-Adressen etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Große Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W. Potsdamer Str. 33; Wien I, Operngasse 2.

Verlag v. D. F. Voigt in Weimar.

Der junge Schachspieler.

Darlegung des edlen Spieles für die Jugend
nebst Anweisung zur Erkennung des Damenspiels und anderer Brettspiele.
Von
Jean Dufresne.
Mit eingedruckt. Figuren.
gr. 8. 2 Mk. 25 Pfge.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.



Billigstes und einziges Desinfectionsmittel.
Flambirte Original-Flaschen, Creolin-Pulver und Seifen in Apotheken und Drogeriehandlungen erhältlich.
William Pearson & Co., Hamburg.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sobald ist erschienen:

Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen.

Neu bearbeitet.
Mit 29 Holzschnitten und 116 Illustrationen von
Gustav Doré.

Ausgabe in Oktav.

In ansprechendem Original-Einband in Leinwand. Preis 5 Mark.

Inhalt: Reise in Russland und nach St. Petersburg. — Jagdgeschichten. — Von den Hunden und Pferden des Baron Münchhausen. — Abenteuer des Baron Münchhausen im Krieg gegen die Türken. — Jahn Abenteuer zur See. — Reise in den Mond. — Reise durch die Erde und andere denkwürdige Abenteuer.

In dieser neuen Oktav-Ausgabe kommt ebensowohl der Reichtum der Illustration als die packende Kraft jeder einzelnen Zeichnung Dorés zur vorteilhaftesten Geltung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Sechshund-Portemonnaies

mit Silberbeschlag u. Valentinsglocke
D. K. Patent
à Stück 3 Mk. u. 20 Pf. für
franko Juli.
Hochlegant und wirklich dauerhaft,
aus einem Stück echten Sechshunderter
gefertigt, mit Zehnmal für Gold und
Papiergeld.

Separatversand.
Albert Rosenhain, Berlin S.W.,
Lebemann-Fabrik und Versandgeschäft.

Photogr. Dilettanten-Apparate.

Durch Erfindung der Trockenplatten, welche überall
fertig käuflich sind, ist es jetzt Jedermann, selbst
Kindern, möglich geworden, ohne Vorkenntnisse und
Schwierigkeiten die interessante und nützliche Kunst
des Photographirens praktisch auszuüben. — Solid,
dabei leicht und elegant konstruirte Apparate mit vor-
züglichen Objektiven eigener Fabrikation zu 30, 50, 60,
100 etc. Mark liefert

Paul Goerz, Berlin N., Belforterstr. 3,
Fabrik photogr. Apparate u. optische Anstalt.
Preisverzeichn. u. Anleitung z. Photogr. auf
Wunsch kostenfrei.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen
mit und ohne
Gummibekleidg.
das Vorzüglichste für gesunde
wie kranke
Kinder.
Preise von
12—120 Mk.

Kranken-Fahrräder
neuester und bewähr-
tester Constructionen
in allen Größen, ge-
polstert wie unge-
polstert mit und ohne
Gummibekleidg.
Preise v. 30—350 M.
Eiserne
Netztbittstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
Ausserordentl. pract.
und elegant in ver-
schiedensten Größen.
Sicherste Lagerstätte,
besonders für kleinere
Kinder.
Preise v. 12—60 Mk.
Reich ausgestattete illustrierte Kataloge
gratis und franco.

**PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.**
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.



Anerkant bestes Putzmittel der Welt. Man
achte genau auf Firma und Schutzmarke!

Enthaarungsmittel.

(Erfolg garantiert.) Ganz unschädlich. Zum
Entfernen unehelicher und unehelicher Haare im
Gesicht etc. Gegen Rasur. — A. 2.
Karl Reich, Badendahl.

Illustrirte Briefmarkenzeitung gratis!
Echte Briefmarken billig! 6 Prof. 15 Pf., 6
Eulgar, 20 Pf., 4 Quatern. 35 Pf., 6 Jara 20 Pf., 5 Monats
25 Pf., 4 Viertel 30 Pf., 3 Taus. 15 Pf. etc. alle
verschieden. **Frank Sagn, Berlin N. 24.**



Effektvolle elektrische Beleuchtung

durch neue Lampen und Batterien

(ohne Maschinenbetrieb) ganz billig
herstellbar. Elektrische tragb. Lampen
u. Handlaternen v. M. 20. — an. Elektr.
Velocipedlaternen M. 30. —. Uhr-
ständer M. 8.50. Ferner für jeden

Haushalt

sehr zu empfehlen:

Elektr. Salon-Feuerzeug mit Lampe

(Cigarren-Anzünder) in hocheleg. An-
staltung. Ersatz f. Zündhölzer u. Licht.
Grosse Ersparnis. Preis M. 5. — Elektr.
Taschenfeuerzeug mit Lampe M. 10. —
Simplexklingeln M. 12. — Telephone v.
M. 6. — an. Gasanzünder sowie sämt-
liche Artikel der Elektrotechnik zu Fa-
brikpreisen.

Spezialität: Dynamomaschinen

für Schulzwecke zum Galvanisiren u. für
Beleuchtungsanlagen von 50 M. an (2—3
Lampen speisend). Kostenansch. gratis.
Ferner Modellampmaschinen, Laterna
magica, sowie Nebelbildapparate in allen
Größen.

Wolff & Ricks,

Berlin SW., Zimmerstrasse 95/96.
Illustr. Prosp. grat. Gro.-u. Kleinst. geg.
Klindg. v. 30 Pf. in Marken (aller Länder).



Viele
Neuheiten
in Schuss- Hieb-
Stich-Waffen.

Preislisten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Feine Harzer ! Kanarienvögel !

mit den seltensten Tönen zu M. 6, 8, 10, 12,
15 und 18 per Stück empfiehlt und versendet
unter Garantie laut Preiscurant

H. Nattermann,
Clausthal, Oberharz.

NB. Zahlreiche Anerkennungsbescheine
stehen zu Diensten.



Comillon & Carleval- Gegegenstände

als Mützen, Orden, Touren,
Costüme, Masken etc.
sowie Carillonagen & Altrapen
empfiehlt die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden.

C. L. Flemming

Klosterstein b. Schwarzenberg i. S.
Kompf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er-
wachsene m. abgedr. Eisenachs.



gut be-
schlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigkeit
7. — 12. — 18. — M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oester.

Ziegenbockwagen, Kinderschlitten,
Weihnachtsgeschenke f. Kinder u. Erwach-
sene. Illustr. Preislisten gratis!

Illustr. Preislisten gratis!

PLATO & CO.

Fabrik von
Musikdosen

Drehdosen, Spielwerke

— pat. Salon-Leiterkasten —

Herophon, Phonon, Armon

2000 Stücke spielend

Musik-Album

Damen- u. Herrengeschenke mit Musik.

Katalog gratis und franco.
Berlin 80., Köpnickstr. 107.



Zu haben in allen besseren Haushaltungs-, Toilette-,
Badeartikel- u. s. w. Geschäften. Nach Orten, wo wir keine
Verkaufsstellen haben, versenden wir an Jedermann franko
einen kompl. Apparat für 2 Mk., einen Hygieia-Carton franko
einen kompl. Apparat und 2 Schönheitsschwämmen für
3.50 Mk. (Vorherige Einsendung oder Nachnahme.)
Lingner & Kraft, Dresden.
Vertrieb für Oesterreich: J. Stieber, Wien I.
Holland: Gebr. Rijkers, Amsterdam.
Ladenpreis für einzelne Apparate: Mk. 1.50.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Graf von Schack's Gedichte in neuer, vermehrter Auflage.

Gedichte

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. —

III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

Sechste, vermehrte Auflage.

Preis elegant geheftet 4 Mark 50 Pf.; fein in Leinwand gebunden 6 Mark.

Urteile der Presse:

Diese neue, wiederum vermehrte Auflage der Gedichte des berühmten Kunstmeisters
eignet sich wie kaum ein anderes ähnliches Werk zum sinnigen Gebrauch für in ihrem
Empfinden und Denken vornehm angelegte Naturen.

Einer besonderen Empfehlung bedürfen diese ebenso tief empfundenen wie formell
vollendeten Dichtungen nicht; wir verzeichnen sie darum nur als eine der schönsten und
wertvollsten Gaben für den Weihnachtstag. Die Ausstattung ist ebenso gebiegen wie
schön.

Wenn heutzutage ein Band Gedichte die letzte Auflage erlebt, wie dies nun bei
Schack's Gedichten der Fall ist, müssen es tiefen sein, die sich von den Einseitigkeiten der
modernen Dichter durch Inhalt oder durch lebendige Formvollendung unterscheiden. Bei
Schack ist aber beides der Fall; seine Gedichte gehören in jeder Beziehung zu den schönsten
und häufigsten, welche die moderne deutsche Literatur hervorgebracht hat; es sind wahrhaft
goldene Früchte in goldener Schale. — Das Werk eignet sich vorzüglich als Weihnachtsgeschenk.

Frager Abendblatt.

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Zwanzigjähriger Erfolg!

Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere
Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor

Dr. Modenis

Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis

6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren.
Absolut unschädlich für die Haut. Diskretester Versand.

Flacon M. 2.50, Doppelflacoen M. 4. Allein echt zu
beziehen von **Giovanni Borghi** in Köln a. Rh.,
Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

Vorher

Nachher

Musik-

Instrumente und Artikel aller Art 10—15 pCt. billiger geworden.
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmoniken.

Spieldosen, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.
Für garantiert gute Waren. — Beste Bezugsquelle. — Ferner
groszes Musikalienlager, billige Preise. — Preis! gratis-franko,
Instr.-Fabrik **ERNST CHILLER** (Kodolph Sachl.) in GIESSEN.

Süßrahm-Café-Gutter verleiht
Positiv von Netto 5 Pf. für M. 5.50. Netto
8 Pf. für 9 M. franco geg. Nachn.

Elefant-Cigarre, hochfein, 100 St.
6.75, 200 St. 13 M. franco geg. Nachn.

H. Hammerling, Herford bei Bielefeld.

Grundhohe Ausbildung zum praktischen
BUCHHALTER

Prospekte und Probe gratis!
Garantierter Erfolg!

P. SIMON, Abtheilung für
hebräischen Unterricht, Berlin SW. 48.

Bandoneons, wundervolle Musik-
instrumente, leicht
selbst erlernbar zu 27—210 Mark. Accord-
eons (Zieh-Harmoniken) hochvorzüglich
von 3 Mark an, Schönen u. Selbstunterricht.
Gebrüder Wolff, Instrumentenfabrik,
Wiesbaden.
Preis-Courant gratis u. franko.

Zeolozither
wird an einer Zither befestigt
und ertönt von selbst. Franco
per St. M. 9. — — R. 5.50.
Adolf Stücker,
Reichenberg in Böhmen.

Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämt-
liche Zeitungen. Vertreter an
allen größeren Plätzen. Günstigste Bedingungen.